

1962 R-128



# Vier Monate unter den Revolutionären in Livland

Selbsterlebtes von Victor von Rautenfeld



Gedruckt zum Besten der nothleidenden Deutschen Russlands



*G. Semel.*

— 1906 —

Selbstverlag des Verfassers



ESTICA  
A. 1669.

Samml.  
1918 - 4011

Vier Monate  
unter den Revolutionären  
in Livland

Selbsterlebtes von Victor von Rautenfeld

S-A

Hf.

Bedruckt zum Besten der nothleidenden Deutschen Rußlands

1906

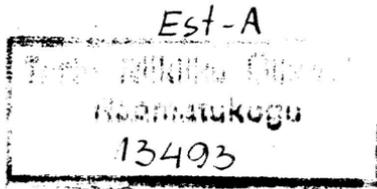
Selbstverlag des Verfassers



## An den Leser.

Diese Schilderungen bringen ausschliesslich persönlich Erlebtes. Betrachtungen oder gar Kritiken reihen sich der Erzählung nur da an, wo das Verhalten des Erzählers motiviert werden soll durch von der Regierung octroyierte Massnahmen.

V. v. R.





## I. Das Vorspiel.

Zur Zeit des Beginns der Bewegung auf dem flachen Lande lebte ich als Privatmann in Riga. Hier wie in allen größeren Städten der baltischen Provinzen begann der Aufruhr mit einem Streik der Fabrikarbeiter am 12. Januar, wobei von vornherein die Arbeitswilligen durch Drohungen und Gewalttätigkeiten terrorisiert wurden, und arge Ausschreitungen zu verzeichnen waren, so daß es in Riga schon am 13. Januar zum Einschreiten von Militär und zum Blutvergießen kam. Die Vorgänge sind durch die örtlichen Tagesblätter so bekannt geworden, daß ich füglich darüber hinweggehen kann; nur zwei Momente möchte ich berühren. Sämtliche von den streikenden Arbeitern nahezu ausnahmslos in schriftlicher Form gestellten Forderungen enthielten vornehmlich solche rein politischer Natur, als namentlich Glaubens- und Preßfreiheit, Konstitution, Versammlungsrecht usw. Die Regierung aber ignorierte solches vollständig, nahm nur Notiz von den Forderungen wirtschaftlicher Natur und tat dementsprechend nichts weiter, als daß sie sich auf dringende Empfehlungen zum Ausgleich beschränkte. Sodann habe ich häufig die Frage aufwerfen hören, worauf es zurückzuführen sei, daß die Bewegung auf dem flachen Lande so spät — erst gegen Mitte Juli und zwar auf dem Hofe Fischehnen im Rigaschen Kreise zu allererst — einsetzte. Zwei Momente sind hierfür meines Erachtens maßgebend und entscheidend gewesen. Einmal sollten die großen Städte, und speziell Riga, den Probierstein abgeben, und nachdem hier der Boden genügend vorbereitet und das nicht gar große Korps der Agitatoren, Wähler und Heher frei geworden war, das flache Land in Angriff genommen werden; sodann aber ist mir von verschiedenen Seiten versichert worden, daß die von vornherein ausgegebene Parole dahin gelautet: Die Aktion auf dem Lande beginnt erst mit dem Eintritt der Ernte! Lobenswerte Fürsorge bei Berücksichtigung der großen Massen, welche zu versorgen waren.

Für die Leser, welche mit den örtlichen Verhältnissen nicht vertraut sind, mögen zur Orientierung folgende kurze Notizen dienen. Die Provinz Livland ist polizeilich in acht Kreise geteilt. An der Spitze jedes Kreises steht der Kreischef, mit dem Sitz in

der Kreisstadt. Ihm sind nach Bedarf zwei oder mehr Gehilfen beigeordnet, welche ihren Wohnsitz auf dem Lande haben. Jedem Gehilfen stehen vier oder mehr Landgendarmen (russisch: Urjädnik) zur Verfügung, welche sich fast ausschließlich aus der örtlichen Bevölkerung rekrutieren und nicht selten Eigentümer von Bauernhöfen sind. Innerhalb jeder Bauerngemeinde üben gewisse polizeiliche Funktionen dann noch die Gemeinbeältesten (dem deutschen Schulzen vergleichbar) mit einem oder mehreren Gehilfen und sogenannten Zehent-Männern aus. Mit Ausnahme der zur gebildeten Gesellschaft gehörenden Kreischefesgehilfen versagten in meinem Bezirk nicht nur sämtliche vorgenannte Polizeiorgane, sondern der bei weitem größte Teil gehörte, wenn auch oft nur versteckt, zu den Revolutionären.

Und nun soll mein Tagebuch sprechen.

Am 11. Juli, abends gegen 10 Uhr, ich war eben im Begriff, eine Droschke zu besteigen, um einer Einladung zur Entenjagd auf einer benachbarten Gutsherrschaft Folge zu leisten, erhielt ich ein Telegramm, inhalts dessen auf dem Gute Fistehlen, wo sich zurzeit meine Tochter befand, jeden Augenblick ernste Unruhen auszubrechen drohten. Bis zum Abgang des letzten Zuges blieben mir 20 Minuten. Ich lief die Treppe zu meiner Wohnung hinauf, warf meiner Frau die Depesche hin mit dem Bescheide, daß ich nach Fistehlen reise und jagte zur Bahn. Die Bahnfahrt beanspruchte 2½ Stunden, mit der Post hatte ich 30 Kilometer zurückzulegen; gegen 5 Uhr morgens langte ich an und fand außer dem bevollmächtigten Verwalter — einem Sohne des evangelischen Predigers meines Geburtsortes — zwei benachbarte Gutbesitzer vor, nahe Verwandte der Besitzerin von Fistehlen, welche abends vorher zum Schutze der Frauen und Kinder herbeigeeilt waren. Die Berichte ließen Schlimmes befürchten. Von den Bediensteten — 23 verheirateten Volksknechten und etwa 10 verheirateten Hofesleuten als Viehpfleger, Stallmeister, Gärtner, Molkereiarbeiter usw. — war nicht ein einziger zur Arbeit erschienen. Der Aufseher berichtete, daß Vieh und Pferde unbeschädigt geblieben und eine große Menschenmenge im Walde, der bis hart an den Hof reicht, sich ansammle. Da, bald nach 9 Uhr, ertönte von dort her ein markerschütterndes Indianergeheul und eine Menge von etwa 150 Personen, die von Minute zu Minute wuchs, wälzte sich gegen den Hof. Voran drei rote Fahnen mit den Aufschriften: „Nieder mit der Selbstherrschaft! Nieder mit der Gutsherrschaft! Es lebe die Freiheit!“ Als Trägerinnen drei blutjunge Mädchen im Alter von etwa 18 bis 19 Jahren, Töchter von Hofsknechten. Diesen zur Seite mit Flinten, Säbeln und Pistolen bewaffnete wilde Gesellen, völlig fremde Personen, die die Rolle der Rädelsführer übernommen

hatten. Bis auf drei zum Hofpersonal gehörige Leute fehlte niemand, von der Wirtin bis zum jüngsten Stallburſchen hinab, — alle waren ſie da. Mit Gejohle, Gebrüll und Gepfeife zog die Bande vor das Herrſchaftshaus. Knüttel, Brechſtangen, Weiße und Senjen bildeten die Bewaffnung. Es wurde kurzer Kriegsſtrat gehalten, und wir vier Herren beſchloſſen einmütig, mit Rückſicht auf die Damen und Kinder, welche im Falle des Unterliegens unſererſeits zweifellos dem Maſſaker ausgeſetzt waren, nicht früher von unſeren Waffen Gebrauch zu machen, als bis einer von uns tödtlich angegriffen oder ein gewaltſames Eindringen ins Haus verſucht würde. Einer der Herren — Vormund der im zarteften Alter ſtehenden Kinder der verwitweten Gutsherrin — trat in Begleitung des Verwalters der Bande auf die Veranda entgegen, der dritte Herr und ich blieben bei den Damen und Kindern. Während der Verhandlungen vorn hatte ſich eine Geſellſchaft von etwa 25 Perſonen abgetrennt und verſuchte die verſchloſſene Küchentür einzurennen. Ich riß die Tür auf und drohte mit vorgehaltenem Revolver, jeden niederzuſchießen, der die Schwelle übertritt. Es genügte, um dieſe Geſellſchaft zur Umkehr zu bewegen. An derhalb Stunden dauerten die Verhandlungen, die damit endeten, daß der Vormund nach Ablauf von zwei Tagen der Bande den Beſcheid des Vormundſchaftsamtes, welches ſeinen Sitz in Riga hat, und im gegebenen Falle das entſcheidende Wort zu ſprechen berufen war, zu übermitteln ſich verpflichtete. Unter ſchweren Drohungen für den Fall der Nicht-Erfüllung ihrer Forderungen zog die Bande zu dem nahen Gemeindehauſe, erbrach die Türen, demolierte den Gerichtſpiegel und einige Möbelſtücke, zerſchob das Bild des Kaiſers und warf es auf die Straße, in den Kot. Dem dicht daneben belegenen Krüge wurde ein kurzer Beſuch abgeſtattet, verſchiedene unbezahlte Getränke konsumiert, etliches demoliert, und dann ging es unter Abſingung revolutionärer Lieder nach der Melodie von Luthers „Eiſte Burg iſt unſer Gott“ am Gutshofe wieder vorüber nach dem 3 Kilometer entfernten Mittergute Laurup, wo ſich derſelbe Vorgang abſpielte, nur in verſtärktem Maße, inſofern ſich die Bande an einzelnen Perſonen vergriff und unter anderem den im Dienſte ergrauten Verwalter Dannberg durch Schläge in die Kniegelenke zum Mitgehen zwang.

Es liegt wohl nahe, Übertreibung und Schwarzſeherei zu vermuten; ein Beiſpiel dafür, daß die Situation jeden Augenblick kritiſch werden konnte: Von der Wirtin, welcher ihrer Stellung nach naturgemäß beſonderes Vertrauen entgegengebracht wurde, hörten meine eigenen Ohren die Aufforderung: „Die lange Schwärze (die Gutsherrin v. L. trägt nach dem Tode des Mannes Trauerkleider) geht mit mir, die laſſe ich nicht aus meinen Krallen!“

— Die nun eingetretene Grabesruhe wurde dazu benutzt, um das Notwendigste zusammenzupacken und die Pferde anzuschirren. Einer der Herren, v. B., schwang sich auf den Bod, der andere setzte sich zu den Damen und Kindern in die Kalesche, und die ersten Flüchtlinge verließen unter Gottes Schutz den angestammten Sitz. Ich blieb beim Verwalter zurück. Für uns beide hieß es vor allem, Vieh und Pferde beschicken. 86 Haupt verwöhnter Vollblut-Angler, 32 Pferde! Es wäre immerhin nicht gar zu schlimm gewesen; aber an Weide war nicht zu denken, Futter auf den Stallböden, der Jahreszeit entsprechend, keines vorhanden, jeder Halm mußte angeführt werden. Zum Glück war ein Kleefeld dicht am Hofe gelegen, die Ernte zum Einfahren fertig, eine muftergültige Wasserleitung funktionierte in allen Ställen tadellos. Aber über zwei Melken waren bereits durchgelassen, die Erzugsfälber blöckten jammervoll nach den vermißten Mahlzeiten, das Grunzen erinnerte an noch andere Lebewesen. Mit vieler Mühe gelang es dem Verwalter, ein altes Mütterchen und zum Abend eine zweite Person für die Melkarbeit willig zu machen; natürlich bei verschlossenen Türen und auf Schleichwegen durch Zäune und über Böden.

Die telephonische Verbindung war nach allen Richtungen zerstückt worden. In Rūtau, 26 Kilometer von Fīstehlen entfernt, standen Kosafen; in einer Entfernung von 38 Kilometern in entgegengesetzter Richtung hatte der inzwischen ermordete Kreissehsgeshilfe v. Hennings seinen Wohnsitz. Zwei der Herrschaft treu gebliebene Leute erklärten sich bereit, die Botschaft nach Hilfe auf Schleich- und Waldwegen zu übernehmen. Einer von ihnen wurde auf dem Rückwege von der von Hof zu Hof weiterziehenden Bande erkannt, ergriffen, zum Mitgehen unter körperlichen Mißhandlungen gezwungen und traf erst nach zwei Tagen wieder ein, ohne Pferd und in einem seelischen Zustande, der jeden Augenblick den Ausbruch des Wahnsinns befürchten ließ.

Nachts — von Schlafen konnte selbstverständlich nicht die Rede sein, war eine Fütterung beendet, mußte mit der nächsten begonnen werden, und ohne Überwachung konnte der Hof sowieso nicht gelassen werden — trafen einzelne Knechte ein. Übermüdung und wohl auch Hunger, sodann in erster Reihe die Sorge für das eigene Vieh (der Knecht hat fast überall bei uns das Recht, zwei Kühe, vier Schafe und Schweine ad libitum zu halten, für welches lebende Inventar der Hof das Futter an Heu, Klee, Stroh, Kleinkorn und einen halben Morgen Kartoffelland hergibt) mögen sie nach Hause getrieben haben. Einer der Heimkehrenden, zurzeit Stallmeister in Fīstehlen, war vor drei Jahren bei mir Knecht gewesen. Zweimal war dem Manne wegen Auffässigkeit, Trunksucht und Unredlichkeit der Dienst gekündigt worden; beidemals

zog ich auf Bitten meiner Frau und meiner Tochter die Kündigung zurück, mit Rücksicht auf seinen schwer an einer Hüftgelenkentzündung erkrankten Knaben, den meine Familie Monate hindurch, wie das bei uns wohl überall Sitte ist, gehegt und gepflegt hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, vom einfahrenden Fuder herab den Mann mit den Worten anzureden: „Nun, Jahn, auch du bist unter die Galunken gegangen, läßt den dir anvertrauten Stall liegen und kommst wohl nach deinem kranken Kinde sehen?“ Ich erhielt ohne Gruß zur Antwort: „Ja, ja! Jetzt sind andere Zeiten; jetzt müssen die Herren Futter führen.“

Gegen 6 Uhr morgens, wir beratschlagten eben, wie die Menge Milch zu verwerten sei und ob wir sie nicht zum Tränken der Pferde verwenden sollten, da — zeigten sich zwei Reiter auf der Landstraße, in kurzem Abstände noch welche und bald danach ein ganzer Trupp — Kosaken! — Ein tiefer, erlösender Atemzug entringt sich der Brust, denn Vieh und Pferde sind nun gerettet! Da mögen Hunderte uns an der Befreiung zu hindern versuchen, mit den 14 Mann halten wir die Bande in Schach.

Drei Monate danach — wie endete die schöne Herde, wo blieben die munteren Pferde! — Die Verpflegung der Soldaten bereitete von vornherein große Schwierigkeiten. Es fand sich niemand, der das Kochen übernahm. Die auf dem Hof befindliche Bude verweigerte alles, die vorhandenen Vorräte mußten bald aufgebraucht sein. Nach vielem Zureden entschloß sich die Frau des Krügers zur Beförderung der Kosaken. Tags darauf flehte sie uns an, sie von der übernommenen Verpflichtung zu befreien, da sie mit dem Tode bedroht worden sei, falls sie für uns oder das Militär eine Hand rühre. Dieser eine Tag kostete ihr das Leben, wie ich demnächst zu berichten haben werde. Für noch einen Tag fand sich eine zweite Person. Tags danach auch hier die Bedrohung und nun war guter Rat teuer.

Wittererweise war von Herrn v. B. aus Riga ein Telegramm eingelaufen, Inhalts dessen, wie auch nicht anders zu erwarten war, das Vormundschaftsamt jede Forderung ablehnte und darauf bestand, daß die bis zum Schlusse des ökonomischen Jahres, d. i. 23. April, geltenden Arbeits- und Dienstverträge strikt eingehalten werden. Wer die Arbeit nicht unverzüglich aufnimmt, sollte vom Hof entfernt werden. Diese den Leuten mitgeteilte Entscheidung wurde mit Drohungen beantwortet. Die Arbeit nahm niemand auf. Die Situation wurde immer bedenklicher. Wir waren dreimal 24 Stunden nicht aus den Kleidern gekommen, die Ernährung beschränkte sich auf Milch, Eier und altes Brot; von Stunde zu Stunde machte sich bei der ungewohnten Arbeit das Erlahmen der Körperkraft mehr fühlbar. Es mußte Remedur geschaffen werden. Zunächst wurde für Geld und gute Worte mit den

Kojaken paktiert. Alles nur denkbare Gemüse, die Milch, nach Abzug des Bedarfes für die Kälber, eine Kuh und danach ein Schwein zum Schlachten wurde ihnen zur freien Verfügung gestellt; der ganze Vorrat an Grütze, Zucker und Tee (so guten werden sie kaum in ihrem Leben getrunken haben) wanderte in ihre Vorratskammer, an barem Gelde sollten sie 5 Mark pro Tag erhalten, dafür hatten sie sich selbst zu beköstigen, und, was die Hauptsache war, die Pferde zu beschicken, vier zweispännige Fuder Klee täglich für den Viehstapel anzuführen und nach Erhalt von Korn für ihr Brot selbst zu sorgen.

Mit den auffälligen Leuten war die Verständigung schon schwerer. Ich wandte mich zunächst an die versammelten Knechte mit der Frage, ob sich unter ihnen solche fänden, die mich kennen, und zwar als Mensch, der sein gegebenes Versprechen halte. Auf eine bejahende Antwort konnte ich sicher rechnen; denn wenige Jahre zurück hatte ich das benachbarte Rittergut Altenwoga in Pacht gehabt und während dieser Zeit drei Jahre lang als Kirchspielvorsteher fungiert, ein Wahlposten, bei welchem die entscheidende Stimme bei den Bauerngemeinden liegt. Ich machte den Vorschlag, mich ungehindert nach Riga fahren zu lassen, um dort beim Vormundschaftsamt vielleicht doch irgendwelche Konzessionen zu erwirken. Hierzu würde ich mich jedoch nur unter der Bedingung verstehen, daß dem zurückbleibenden Herrn L. kein Leid geschieht und bei der meinerseits, unter Verpfändung meines Wortes gegebenen Zusicherung, daß, falls während meiner Abwesenheit ihm auch nur ein Haar gekrümmt werde, die Schuldigen lebend den Hof nicht verlassen würden. Bedeutfam ist die Antwort, welche ich nach kurzer Beratung der Leute erhielt. Ich lasse sie fast wörtlich folgen: „Sie wissen, gnädiger Herr, wie mit vielen Verwaltern umgesprungen worden ist (ein Hinweis auf den Fall in Taurup mit Dannberg, der nicht vereinzelt dastand); was hinderte uns hier ebenso zu verfahren. Stellen Sie ihn unter unseren Schutz und schicken Sie die Kojaken fort.“ — „Die Kojaken bleiben, denn nicht für uns, sondern für diejenigen zum Schutz sind sie geschickt, welche an der Aufnahme der Arbeiten durch Drohungen oder Gewalt gehindert werden,“ lautete meine Antwort. Mit L. hatte ich vereinbart, daß, falls er von mir ein Telegramm in russischer Sprache erhält, die Sache so schlimm steht, daß alles aufzugeben sei und er nur noch auf Rettung seiner Person Bedacht zu nehmen habe. •

Wie eine Sturmflut hatte sich in diesen Tagen die Bewegung von Hof zu Hof, von Kirchspiel zu Kirchspiel gewälzt; hier und da war es zu argen Ausschreitungen gekommen, Berichte über Brandstiftungen an Futtertscheunen, je selbst an Korngarben auf dem Felde liefen ununterbrochen ein.

In Riga waren die Standesgenossen nicht müßig gewesen. Auf die ersten Berichte hin hatte sich ein kleines Korps gut bewaffneten Selbstschutzes gebildet, das unter Führung eines Herrn v. L. unermüßlich, Tag und Nacht, bei Wind und Wetter, oft tagelang nicht aus den Kleidern kommend, Hunger und Durst nicht achtend, von Hof zu Hof jagte, den Bedrängten zu Hilfe. Am Freitag, den 15., früh morgens, trafen 14 Herren bei uns ein; wir konnten sie nach kurzer Rast von nur wenig Minuten nach dem benachbarten Taurup schicken, da wir genügenden Schutz hatten. Kaum waren sie fort, als ein Reitknecht auf schaumbedecktem Pferde aus Altenwoga in den Hof gejagt kam, um Hilfe bittend, da eine vielhundertköpfige Bande im Anzuge sei. Ein schriller Pfiff, das mit den Kosaken verabredete Zeichen, sich mit größtmöglicher Eile in Bereitschaft zu setzen, ertönt, und in nicht vollen sieben Minuten stürmen unsere 14 Kosaken mit blitzenden Augen den steilen Berg hinan. „Wohin, Ew. Hochwohlgeboren?“ „Nach Altenwoga; schont mir die Pferde nicht!“ Der Führer blickt mich wie geistesabwesend an und dann ringen sich schwer die Worte von seinen Lippen: „Unmöglich, Herr. Ich habe strikten Befehl, nicht über die Grenzen von Fistehlen hinauszugehen.“ „Mensch, du wirst doch nicht um weniger Fußbreit Grenze zusehen, wie deine Nebenmenschen mißhandelt werden und gebrandschaft wird?“ Es blieb bei dem „Unmöglich“, da mir als Privatmann keinerlei Machtvollkommenheit zu Gebote stand. Auch die Bitte, wenigstens an den bedrängten Hof mit ihrem bei der Attaqe üblichen Geschrei heranzureiten, wovon ich mir genügenden Effekt versprach, blieb wirkungslos.

Das nannte die Regierung — militärischen Schutz.

Zeit war nicht zu verlieren. Ich schickte den Reitknecht aus Altenwoga mit einem in größter Hast gekritzelten Zettel nach Taurup, um schleunigsten Selbstschutz für Altenwoga bittend und mit der Warnung, die Familie aus Taurup solle unter keiner Bedingung den gewöhnlichen, zurzeit schwer gefährdeten Weg über Altenwoga nehmen; sie rüstete sich zum Ausbruch nach Riga. In knapp einer halben Stunde jagte ein Vierpänner mit sieben Herren an uns vorüber nach Altenwoga. Der sieben Kilometer lange Weg schlängelte sich die letzten 2½ Kilometer dicht an einem Flusse entlang im Angesicht des bedrängten Hofes. Die Ufer sind steil und hoch, das Wasser reißend, jedoch nicht tief. Zeit gewonnen heißt hier alles gewonnen, also Kopf über Kopf unter, durch und hinauf — und der Selbstschutz erreichte früher den Hof.

„Da kamen die Teufel, die kein Wort reden, sondern nur schießen,“ lautete hernach die Motivierung

für das kehrt der Wande dicht vor der Einfahrt des Hofes, der für heute gerettet war.

Da durch die Vorgänge in Altenwoga auch mir der gewöhnliche Weg verlegt war, suchte ich mich nach Sissegall durchzuschlagen, wo ein Studiengenosse, Dr. G., wohnte, mit der Absicht, den Eintritt der Dunkelheit bei ihm abzuwarten, um dann reitend die zweite Eisenbahnstation zu erreichen. Dicht vor dem Doktorat begegnete mir die aus Taurup flüchtende Familie, bestehend aus acht Erwachsenen und zwei Kindern, unter Bedeckung der sieben Herren vom Selbstschutz. Ich schloß mich dieser Gesellschaft an und bestieg den ersten Wagen. Auf der 28 Kilometer langen Strecke passierten wir sechzehn bewaffneten Piketts, von denen einige unser Nahen im Anschlag erwarteten. Ich kann ehrlich gestehen, daß mich das nicht sonderlich irritierte, da jedesmal, sobald wir unsere Gewehre hoben, sich die Läufe der Gegner senkten. Aber einen Augenblick gab es doch, wo der Herzschlag aussetzte. Wir mußten den Hof Saadsen passieren, wo sich eine vielköpfige Menge unter Entfaltung der roten Fahnen mit den üblichen Aufschriften soeben anschaufte, einzuziehen. Als wir in scharfem Trab mitten durch die johlende Menge fuhren, durchzuckte der Gedanke das Gehirn, — wenn jetzt das Schlimmste passiert, eines der Pferde niedergeschossen und dadurch der lange Troß von sieben Wagen zum Stillstand verurteilt wird, — was dann mit den sieben Frauen und beiden Kindern? — Die schützende Hand Gottes lag über uns. Für kurze Augenblicke verstummte alles, die Menschen glogten uns verdutzt an und wußten sich offenbar die fremde, lange Wagenreihe nicht zu erklären. Wir passierten ungehindert. Auf der letzten Strecke bis zur Bahnstation kamen wir an den ersten Verwüstungen vorüber. Im Hofe Kroppenhof rauchten die Trümmer einer großen Futterstube, wenige Kilometer weiter lag der halbe Weishof eines Retters von mir in Schutt und Asche.

Gegen 10 Uhr abends langte ich in Riga an; eine kurze Besprechung mit Frau v. L. und Herrn v. B., die sich hauptsächlich um die Frage drehte, wie Vieh und Pferde zu retten seien, und eine Stunde später befand ich mich auf dem Telegraphenbureau, um eine Depesche in russischer Sprache an L. in Risthelen aufzugeben.

Wie ich im Eingange erwähnt habe, waren die niederen Polizeiorgane der Situation absolut nicht gewachsen, erwiesen sich vielmehr zum großen Teil als völlig unzuverlässig; da andererseits das Militär ohne Polizei nicht agieren konnte, mußte zunächst hier Abhilfe geschaffen werden. Schon während des in der ersten Hälfte des Juli in Riga tagenden Landtages war daher in maßgebenden Kreisen der Gedanke angeregt worden, e h r e n a m t :

liche Kreisrathsgehilfen der Gouvernements-Verwaltung zur Disposition zu stellen. Auch an mich erging die Aufforderung zur Übernahme solchen Amtes. Der Sonnabend verging mit Verhandlungen beim Gouverneur, Besprechungen mit dem Kreisrath — einem baltischen Rittergutsbesitzer, der über 30 Jahre den verantwortlichen Posten bekleidet hatte —, den Zurüstungen zum Antritt des Amtes. Sonntag früh erhielt ich meine Bestätigung vom Gouverneur, die Zusicherung, an meinem Bestimmungsorte Taurup (dem mehrfach erwähnten Rittergute) Militär vorzufinden, und so reiste ich abends in Begleitung dreier Herren vom Selbstschutz zurück. Von welcher Wichtigkeit mir diese Begleitung war, werden die nächsten Zeilen zu berichten haben. Auch Herr L., der Sonnabend nachts in Riga eingetroffen war, kehrte in Folge der veränderten Situation wieder um. Gegen 5 Uhr morgens langten wir in Taurup an, wo ich 30 Mann Infanterie unter dem Kommando eines Hauptmanns vorfand. Hatte ich schon während meines kurzen Aufenthalts in Fischehlen einen gewissen A. K. als einen der größten Wühler, Hezer und Agitatoren in Taurup bezeichnen gehört, so wurde mir bei der ersten Umfrage daselbst jolches allerseits bestätigt. Als dann noch während der Unterhandlungen mit den Knechten wegen Wiederaufnahme der Arbeiten einer von ihnen, der mir von kompetenter Seite als zuverlässig bezeichnet wurde, unter vier Augen die Äußerung machte, das Gros der Leute würde sicher an die Arbeit gehen, wenn sie die Furcht vor A. K. nicht zurückhielte, entschloß ich mich kurzerhand und ließ ihn arretieren. Tags darauf nahm die ganze Gesellschaft die Arbeit auf, bis auf einen Stalljungen, der sofort nach Erhalt seiner Abrechnung und Ablohnung vom Hof gejagt wurde.

Der Arrestant mußte 30 Kilometer bis zur nächsten Eisenbahnstation transportiert werden und von da nach Riga. Zu diesem Zwecke verlangte ich vom Hauptmann je nach seinem Gutdünken vier oder mehr Mann zur Bedeckung und stellte ihm die nötige Equipage zur Verfügung. Der Herr erklärt mir, daß er strikte Order habe, seinen Zug unter keinen Umständen zu teilen. Er gäbe daher alle seine Leute oder keinen Mann. Mir blieb nichts übrig, als an den Selbstschutz zu appellieren. Ohne Besinnen waren die Herren bereit, und nach Erhalt der erforderlichen Papiere fuhren sie ab, lieferten, der Order gemäß, ihren Schlüssel in Kokenhusen dem Gemeindegefängnisse ab und waren spät in der Nacht wieder zurück. Da beim Eintreffen des Arrestanten in Kokenhusen der letzte Zug nach Riga bereits abgelassen war, mußte A. K. die Nacht dort in Gewahrsam bleiben. Tags darauf erhielt ich den Bericht — er sei entsprungen. Viel Mühe wird ihm das Öffnen von Schloß und Riegel kaum bereitet haben. Am 24. Juli brannte in Taurup eine nahe dem

Hoje belegene Scheune mit 100 Fuder Heu nieder; nach dem Kaufalnegus beider Vorgänge brauchte wohl nicht weit gesucht zu werden. Dem Herrn Hauptmann quittierte ich sein befreundendes Verhalten mit einer telegraphischen Beschwerte an die kompetente Stelle.

Nun begann für mich bis zum 31. Oktober (trotzdem das erlösende Manifest am 17. erschienen war) eine lange Reihe harter Tage, die häufig genug schwere körperliche Strapazen im Gefolge hatten; denn einmal waren es naturgemäß hauptsächlich die Mädre, welche geopfert werden mußten, und sodann — das ungewohnte Reiten im Alter von nahezu 60 Jahren; hierzu gesellte sich die ununterbrochene, nervöse Anspannung, die Sorge um die entfernte Familie und nicht zum letzten die schwere Verantwortung für alle Unternehmungen und Maßnahmen.

Ich will, um nicht zu ermüden und Wiederholungen zu vermeiden, nur einzelne, besonders drastische und solche Fälle aus meinem Tagebuche herausgreifen, welche Ungewöhnliches im Gefolge hatten und das Vorgehen der Revolutionäre wie der Regierung besonders scharf illustrieren.

Als zur Verfolgung einer Bande, welche von Hof zu Hof zog, dem (im vollen Bestande) anrückenden Militär die nötigen Gefährte zur Verfügung gestellt wurden, um die Aufwiegler, welche einen Vorsprung von nur einer starken halben Stunde hatten, einzuholen und ihnen das Handwerk zu legen, verweigerte der Offizier die Benutzung der Befehle, weil er — horribile dictu — Fußvolk kommandiere. So trottete das Fußvolk denn sachte weiter und langte selbstverständlich überall post festum an.

Ich hatte durch meinen Agenten in Erfahrung gebracht, daß eine Bande von 35—37 Mann in einem zwischen Taurup und Histeden belegenen Walde kampiere. Die Stelle, woselbst ein größeres Waffenlager vergraben gehalten werde, war mir genügend genau bezeichnet worden. Zu Beginn war das Waldstück etwa  $\frac{3}{4}$  Kilometer breit und verengte sich bis kurz vor dem Hofe Histeden auf die Hälfte. Die Länge maß zwei Kilometer. Ich fuhr nach Histeden, instruierte meine dortselbst noch immer stationierten 14 Kosaken, in welcher Weise sie unter Führung zweier Herren vom Selbstschuß, von unten, nach Taurup zu, drücken sollten, fixierte die Stunde des Beginns und wollte selbst mit den 30 Mann aus Taurup gleichzeitig in entgegengesetzter Richtung vorgehen. Der Herr Hauptmann verweigerte mir seinen Zug mit der Motivierung, sein Auftrag laute auf Schuß, was ich beabsichtige, insofern aber einen Angriff, und zur Attacke halte er sich ohne besondere Order nicht für befugt. Das nannte die Regierung — militärischen Schuß. Eine zweite telegraphische Beschwerte hatte zwar den Effekt, daß auf demselben Wege nach

Verlauf einiger Tage dem mutigen Draufgänger von Hauptmann der Befehl zuzuging, sich den Anordnungen der Polizei unbedingt zu fügen, mittlerweile waren die Kosaken aus Taurup aber abberufen worden, und der Versuch, mit der Infanterie allein etwas auszurichten, endete zwar recht kläglich, konnte aber wenigstens für mich tragisch werden. Ich verlangte die Aufstellung der 30 Mann in lang ausgezogener Kette über die ganze Breite des Waldes. Der sachkundige Stratege verstand sich — unter dem Vorgeben, er bringe seine Leute durch solche Isolierung in eine zu große Gefahr — nur dazu, über den dritten Teil Aufstellung zu nehmen. Nach Durchwanderung einer bestimmten Strecke sollte das Militär an einem genau bezeichneten Punkt „Salt“ machen und mich erwarten, da ich weit auszuholen gedachte, im Falle aber geschossen wurde, der Schutzrichtung im Lauffschritt zueilen. Im Hofe Fistehlen sollte die Exkursion ihr Ende finden. Das von vornherein eingeschlagene Tempo des Militärs war beängstigend hurtig. Als ich den Rendezvousplatz erreichte, war von meinen Soldaten nichts zu erspähen. In der Annahme, daß sie nach kurzer Rast weiter gegangen, setzte ich meinen Weg fort. Als ich aber die Mitte des Waldes erreicht hatte, stieß ich auf die Lagerstätte, und bald darauf begegneten mir neun Mann. Ich griff nun zur Kriegskliff und gab laute Kommandos in den Wald hinein. Die Leute stuzten, sahen sich scheu nach allen Richtungen um und schlugen sich seitwärts in die Büsche. So gelangte ich schließlich allein in den Hof Fistehlen. Hier hatte niemand einen Zweituchner erblickt. Nachdem ich vergeblich eine Stunde gewartet, ließ ich anspannen und fuhr zurück. Beim Passieren unseres Ausgangspunktes fand ich die ganze Gesellschaft am Waldestrande muntere Soldatenlieder singend. Daß ich nach solchen Erfahrungen auf jede weitere Inanspruchnahme dieser Marschöhne zu verzichten hatte, konnte für mich keinem Zweifel unterliegen. Unbehelligt konnten die Soldaten während ihres bis zum 3. August dauernden Aufenthaltes in Taurup ihren Gesang üben, der schneidige Hauptmann dem Angelsport in ausgiebigster Weise frönen. Bis auf die Nachtwache inkommodierte ich sie nicht. Solange ich auf drei Kilometer Entfernung die Kosaken zur Verfügung hatte, war meine Antierung zwar erschwert, doch nicht gelähmt. Jeden Augenblick konnten sie aber abberufen werden, da ich sie sozusagen nur geliehen erhalten hatte, was in wenigen Tagen geschah. Überdies murrten die Leute. Zwar nicht über den wahrlich nicht leichten Dienst, wohl aber, und mit Recht darüber, daß sie von ihrer Obrigkeit im Stich gelassen worden. Nachts vom 11. auf 12. Juli waren sie zu einem kurzen Mitt — die Entfernung war ihnen mit 12 Kilometern angegeben, betrug in Wirklichkeit aber 28 -- abgeschickt worden, so daß sie nicht einmal ihre Futterneze mit-

genommen. Bis zu ihrem am 28. Juli erfolgten Abzuge künmerte sich keine Menschenseele von oben her um ihre Existenz; nicht das Geringste an Wäsche, keine Mäntel und sonstige Kleidungsstücke hatten sie mitgenommen. Ich half aus, so gut es ging, um die Leute bei gutem Humor zu erhalten; den Dank statteten sie mir dadurch ab, daß sie jedes zum Gebrauche empfangene Stück, selbst Eßbesteck, Handtücher u. w. a. m. zum Andenken mitnahmen.

In Fischehen wurde noch immer gefeiert. Alles Zureden, alle Verhandlungen blieben erfolglos, die Leute bestanden auf den unfinnigsten Forderungen. Mittlerweile war starkes, andauerndes Regenwetter eingetreten; Alee, Heu, Wicken — zur Einfuhr bereit — alles war arg durchnäßt, Roggen und Weizen, längst überreif, rieselte stark aus, mit dem Schnitt war nicht einmal begonnen worden. Als einer der Rädelsführer auf erneuten Vorhalt meinerseits mir gegenüber die Äußerung tat, sein letztes Wort laute dahin: Bisher war es Streif, nun aber werde die Revolution beginnen mit Blut, Feuer und Bomben, wenn ihre Forderungen nicht bewilligt würden — da überredete ich den verzweifelnden Herrn L., von seinem ihm gesetzlich zustehenden Rechte nunmehr schleunigsten Gebrauch zu machen und ein Ermittlungsurteil zu erwirken. Der Friedensrichter, bei welchem die Sachen, einige 30, anhängig gemacht wurden, erklärte kategorisch, mehr als drei im Monat nicht in Verhandlung nehmen zu können. Die Regierung nannte das — *summarische Verfahren*. Immerhin ein Schritt vorwärts, zumal er auf den vierten Tag den Termin ansetzte und die sofortige Ermittlung aussprach. Nach Empfang der Exekutionsmandate und Publikation derselben erklärte ich den Leuten, daß ich am künftigen Morgen unerbittlich mit der gewaltsamen Ermittlung der Renitenten beginnen werde. Als ich gegen 6 Uhr morgens eintraf, waren alle, wenn auch mürrisch, zur Arbeit angetreten. Wollte 17 Tage kostbarster Zeit waren freilich verloren.

In beträchtlicher Menge waren Arretierungen vorgenommen worden. Ich hielt mich hierbei fast ausschließlich an solche Personen, die mir als Rädelsführer, Wühler und Geher *schlimmster Art* bezeichnet wurden. Daß ich es bei den Verhaftungen an der erforderlichen und von vornherein seitens der Gouvernementsobrigkeit dringend empfohlenen Vorsicht nicht hatte fehlen lassen, glaube ich dadurch erweisen zu können, daß mir Persönlichkeiten, wie z. B. der Mann, welcher Blut, Feuer und Bomben demnächst in Aussicht stellte, zur Entziehung der persönlichen Freiheit nicht reif genug erschienen. Nichtsdestoweniger erhielt ich nicht nur fortwährende Mahnungen von oben herab, größere Vorsicht walten zu lassen, sondern die bei weitem größere Anzahl der von mir Eingelieferten wurde nach wenigen Tagen, also wohl nach dem

ersten kurzen Verhör, wieder auf freien Fuß gesetzt. Wie weite Grenzen die maßgebenden Autoritäten hierbei zogen, mag folgender Fall illustrieren. Eine an sich schon schwer kompromittierte Person ließ sich bei ihrer Wühl- und Heharbeit zwei weitere, schwere Verbrechen zuschulden kommen, für welche ich volles, klassisches Beweismaterial zu beschaffen vermochte. Das Scheusal hielt während der Kirchenzeit im Krüge einen Spottgottesdienst ab und betete hierbei, auf dem Schantisch kniend, mit gefalteten Händen, häßliche Grimassen schneidend und den Tonfall des Predigers beim liturgischen Gottesdienst nachäffend, zum Gaudium seiner Zuhörer ein scheußlich persiflierendes Vaterunser, das überdies schwere Majestätsbeleidigung enthielt. Viele Wochen suchte ich den Unmenschen vergeblich, bis es mir doch endlich gelang, ihn nachts aus seinem Versteck hervorzuholen. Ich muß offen bekennen, daß es mir hart auf die Knochen ging während des Transportes durch den dunklen, von jeder menschlichen Behausung weitentfernten Wald, ihn nicht Bekanntschaft mit der gefürchteten Kosaken-Magarka machen zu lassen. Etwa eine Woche nach seiner Einlieferung hielt dieser Auswurf der menschlichen Gesellschaft im benachbarten Hof eine wüste Brandrede. Nach Verlauf von zwei Monaten mußte ich mich dazu hergeben, ihm das inzwischen erfolgte Urteil zu publizieren, das für schwere Majestätsbeleidigung und jedes Maß überschreitende Gotteslästerung — 40 Mark Geldstrafe lautete. Zwei der Fahrenträgerinnen wurden mit einer Geldbuße von je 2 Mark belegt.

Der Effekt solcher von seiten der Regierungsautoritäten beliebten Maßnahmen ließ nicht lange auf sich warten. Die Revolutionäre antworteten prompt.

Am 28. Juli, abends, bald nach 8 Uhr, mithin noch bei voller Tageshelle, wurden auf L. aus dem Hinterhalt, auf 20 Schritte Distanz, zwei Schüsse fast gleichzeitig abgegeben; beide Kugeln durchschlugen das Spritzbrett der Droschke ohne den Insassen zu verletzen. Wie sich später erwies, war ich als Fahrer vermutet worden, was insofern volle Glaubwürdigkeit verdient, als ich tagelang auf derselben kurzen Strecke von drei Kilometern, fast stets zu derselben Zeit ein Gefährt benutzte, welches ich an dem kritischen Abend, da ich für die nächste Nacht weiter ins Land hinein eine größere Razzia plante, Herrn L., der überdies bei den Leuten sehr beliebt war, zur Rückfahrt überließ.

In der darauffolgenden Nacht ging in Zistehlen eine tags vorher mit 500 Pud Klee gefüllte Scheuer in Flammen auf. Bei dieser Brandstiftung waren, mutmaßlich um etwaige Lösungsversuche zu hindern, Explosionsstoffe benutzt worden. An den verschiedenen Stellen schlugen raketenähnliche Feuerwerkskörper mit fürchter-

lichem Getöse zum Dach und den Wänden heraus. Dieser Brand hatte am 4. September noch ein entsetzliches Nachspiel zur Folge, wie später zu berichten sein wird.

Auf der vorerwähnten Mazzia wurde der Vortrab mit zehn rasch hintereinander abgefeuerten Schüssen empfangen, die glücklicherweise alle fehl gingen. Daß wir besser schossen, konnte auf dem Rückwege nach Sonnenaufgang an den Spuren, welche die Flüchtlinge im frisch geackerten Felde hinterlassen hatten, konstatiert werden. Und so ließen sich der Greuel eine Menge in langer Reihe aufzählen. Diese Exkursion brachte noch manche neue Erfahrungen, auf welche ich zwar vorbereitet war, die ich jedoch nicht für so schlimm glaubte ansehen zu müssen, als wie sie sich nachträglich erwiesen. Die Verwendung der Taurupischen Truppen stand — für diesmal auch wegen der großen Entfernung — außer Frage; da es sich aber pro casu darum handelte einen ganzen Flecken mit annähernd 200 Einwohnern zu umzingeln und etwa 9—10 Personen zu inhaftieren, was ohne militärische Hilfe nicht angängig war, so erbat ich mir von meinem Kollegen von Jennigs in Römershof die erforderliche Mannschaft. Den kurz vor Mitternacht am vorher bestimmten Platz eingetroffenen 18 Mann, unter der Führung eines in der Tat sehr schneidigen jungen Offiziers, der im chinesischen Kriege decoriert worden, war ich frühzeitig entgegen gefahren, um mich mit dem gleichzeitig dorthin vorbeistellenden örtlich stationierten Landgendarmen zu besprechen. Dieser Mann, den ich aus früherer Zeit als ganz unzuverlässig kannte und dessen ich mich deshalb nicht einmal bedient hatte, war mir leider im vorliegenden Falle unerlässlich wegen seiner Orts- und Personalkenntnis, die mir völlig abging. Aus obigen Gründen behielt ich ihn dicht an meiner Seite. Daß er unmittelbar nach dem ersten Schuß das Hasenpanier ergriff und zurückgeholt werden mußte, verzieh ich ihm, was aber danach kam, rechtfertigte in der Tat die in heißer Wut ausgestoßenen Worte des Offiziers: „Knüppel, einen Schuß ist der Kerl nicht wert!“ Wir hatten bis zum Flecken eine Strecke von fast zwei Kilometern zu marschieren. Die Nacht war stockfinster. Ich hielt mich auf dem Wege an der Seite des Offiziers, um ihn bezüglich des Geplantes zu instruieren, und achtete nicht sonderlich auf meinen Schützling. Als wir zur Stelle waren, ich meine Acetylenlampe angesteckt hatte, und nach der heiligen Hermandad Umschau gehalten wurde, da nunmehr die Führung in sachkundige Hände überzugehen hatte, war mein Landgendarm verschwunden. Ohne ihn war ich nicht in der Lage, weder eine Persönlichkeit noch deren Wohnsitz festzustellen, und so mußten wir nahezu den ganzen Weg zurück, fanden ihn im Gebüsch beim Wechseln seiner Uniform gegen einen Zivilanzug beschäftigt, und nötigten ihn, nicht gerade

sehr höflich und sanft, seinerseits zur Umkehr. Von wie großem Nutzen er uns war, bewies das Resultat; statt 9—10 bekam das Kommando nur zwei Mann zu eskortieren. Ich bin noch heute der festen Überzeugung, daß nach dem erhaltenen Signalement wir in einem Hause an den Richtigen gekommen waren, mein Gewährsmann behauptete das Gegenteil, und die Arretierung mußte unterbleiben. Dieser Gendarm gehörte zu denjenigen, welche im Gebiete ihres Wirkungskreises einen größeren Bauernhof ihr eigen nannten. Bei dieser Exkursion stieß ich zuerst auf solchen Widerstand, daß drei Quartiere gewaltsam erbrochen werden mußten; später häuften sich die Fälle. Gegen 10 Uhr morgens traf ich zu Hause ein, woselbst Vernehmungen und Berichterstattungen meiner warteten. Die Nacht darauf wurde ich zweimal aus dem Schlafe gerissen. Zuerst galt es, ohnmächtiger Zuschauer zu sein bei sechs gleichzeitigen Bränden im Umkreise von 5—8 Kilometern, im anderen Falle war eine Depesche der Störenfried, welche den Befehl enthielt, das ganze Kommando unverzüglich nach der Eisenbahnstation Kokenhusen (30 Kilometer) zu dislozieren, woselbst Order über die weitere Verwendung vorliegen werde. So bestreudend dieser Auftrag ohne weiteren Kommentar auch klang, — erfüllt mußte er werden. Also — Offizier und Soldaten, Kutscher und Führer wecken, Equipagen herrichten lassen, — um 7 Uhr in der Frühe zogen wir ab. Am Bestimmungsort angelangt, fand sich nichts vor. Das Militär mußte immerhin bleiben, ich reiste nach Riga, um Instruktionen einzuholen. Hier stellte sich zunächst heraus, daß das Telegamm wegen Dislozierung meiner Truppe gesälicht war. Ein Trick, den sich die Revolutionäre erdonnen hatten. Da nach dem Gelingen desselben eine besondere Aktion zu vermuten war, mußte in erster Reihe auf schleunigste Rückbeförderung oder Ersatz des Militärs Bedacht genommen werden. Mein erster Gang führte mich zum Kreischef, der mir zur großen Freude einen Zug Dragoner zur Verfügung stellte unter der Bedingung, daß ich die Hälfte meinem Kollegen von Petersen in Allenwoga, der inzwischen auch zum Kreischefsgehilfen ernannt worden war, überließ. Als mir dann noch die 9. in Aussicht gestellt wurden, welche wenige Kilometer von meiner Eisenbahnstation entfernt standen, gab es kein Bedenken. Um diese Truppe war mir insofern so viel gelegen, weil der Kommandeur und eine große Anzahl Offiziere Deutsche bzw. Baltten waren. Zu diesem Austausch bedurfte es jedoch der Genehmigung von höchster Stelle.

Der Empfang hier war gerade kein erquicklicher. Allem vorgängig wurde übel bemerkt, daß ich in Zivil ging. Der Hinweis, daß ich in der Uniformmütze bisher mir ausreichenden Respekt zu verschaffen gewußt und erforderlichenfalls mein Konstitutorium vorgewiesen werden könne, verfring nicht; ich mußte mich ver-

pflichten, tunlichst schnell mich formmäßig zu kleiden. Dann kamen die mir genugsam bekannten Vorstellungen, die eher Vorwürfen gleichen, über Verhaftungen ohne genügende Weise, mit dem Bemerken, daß solches in Zukunft unbedingt unterlassen werden müsse. Der hohe Herr führte zur Bekräftigung und Begründung seiner Auffassung den Umstand an, daß viele auch meinerseits Inhaftierte schon nach kurzer Frist vom Untersuchungsrichter haben wieder aus der Haft entlassen werden müssen. Das war Wasser auf meine Mühle. Ich wies darauf hin, daß die Aufgaben der Polizei meinem Dafürhalten nach darin zu bestehen haben, Verbrechen zu verhüten und bereits geschehene zu konstatieren, somit ihre Pflicht und Tätigkeit mit Beschaffung genügender Verdachtsmomente aufzuhören habe und nun die Arbeit des Untersuchungsrichters beginne, wenn auch unter Umständen unter Mitwirkung der Polizei, und es zu dessen Kardinalpflichten gehöre, Beweismaterial zu beschaffen, und wo solches nicht geschehen, vielmehr von der Polizei spruchreifes Material erwartet oder gar verlangt werde, den Untersuchungsrichter der Vorwurf der Lässigkeit, Trägheit und Pflichtversäumnis trafe. Ich sprach diesen Vorwurf für meinen Bezirk unverhohlen aus bei der Motivierung, daß nicht ein einziger Fall vorgekommen sei, wo eine normale Tätigkeit des Untersuchungsrichters, etwa durch Vernehmung von aufgegebenen und namhaft gemachten Zeugen, Einholung von Auskünften u. v. a. m. zu verzeichnen gewesen, der Untersuchungsrichter vielmehr überall mit Empfang der kurzen Polizeiprotokolle auch seine Arbeit als beendet betrachtet habe. Ich sprach meine Ansicht dahin aus, daß dem vox populi vox dei mehr denn je Rechnung getragen werden müsse, zumal bei den anormalen Verhältnissen das Zeugnis der guten und zuverlässigen Elemente so wie so schwer zu haben sei aus Furcht vor Racheakten schlimmster Art. Ich führte den Fall in Laurup als Beispiel an, wo die Unschädlichmachung eines einzigen Auswieglers genügte, um normale Zustände zu schaffen. Ich bat dringend, uns nicht im Stich zu lassen und unsere Tätigkeit dadurch zum Schlimmeren zu wenden, bei dem Hinzufügen, daß ich, wenn nicht anders möglich, zu der Konzeption mich allenfalls verstehen könnte, fortan meine Arretierungen nur auf zugereifte Fremde (die gefährlichste Kategorie) und — wie ich mich ausdrückte — die Korpsgeneräle zu beschränken. Mir wurde mit der Frage begegnet, ob ich Reiter sei, und auf die Bejahung hieß es: „Nun sehen Sie. Wenn Sie ein wild und störrisch gewordenes Pferd zur Reison zu bringen haben, werden Sie doch nicht vom Fleck aus mit Kandare, Sporen, Schenkel und Peitsche gleichzeitig wirken. Warum also hier alle Mittel auf einmal anwenden. Beruhigen, vorstellen, zum Guten lenken, sachte die Zügel anziehen.“

Aus welcher Quelle diese Argumentation stammte, — davon später.

Unsere Unterredung endete mit der in befehlendem Tone ausgesprochenen Instruktion (der einzigen übrigens, die ich bis dahin erhalten hatte), ohne vollen, ausreichenden Beweis keine Arretierung vorzunehmen, und dem Versprechen, er werde bei der demnächst in Aussicht genommenen Revisionsfahrt durch das in Aufruhr geratene Gebiet seine Marschrouten über meinen Wohnsitz nehmen und dort ließe sich dann in Ruhe das weitere besprechen. Unmittelbar nach diesem Besuch sollte der hohe Herr selbst erfahren, wozu Laxheit führt. Drei Morde in zwei Tagen.

Zweierlei hatte ich dennoch erreicht. Die Dragoner — 24 Mann mit einem Offizier — erhielt ich, reiste am selben Tage um 4 Uhr zurück, überließ den Offizier mit 14 Mann meinem Kollegen in Altentwoga und eilte mit dem Reste, in gehobener Stimmung ob des beneidenswerten Tausches, nach Hause, wo ich gegen 3 Uhr morgens eintraf. Sodann erwirkte ich das unverzüglich erlassene Verbot des Veloziped-Fahrens auf dem Lande; ohne ausdrückliche Genehmigung hierzu seitens der örtlichen Polizei durfte sich niemand dieses Fortbewegungsmittels bedienen; wer auf den ersten Anruf nicht hielt, dem drohte die Kugel. Diese Maßregel, welche ich früher wiederholt und dringend aber vergeblich empfohlen hatte, erschien mir von solch einschneidender Wichtigkeit, daß ich mich nicht enthalten konnte, meinem Danke die Bemerkung hinzuzufügen: „Sie ahnen nicht, Erzellenz, welchen Dienst Sie uns hiermit erweisen.“ Der Nachrichtendienst war nämlich bei den Gegnern staunenswert gut organisiert; sie bedienten sich hierzu größtenteils des Velozipeds; selbst Automobile kamen vor.

Die Bewegung nahm mehr und mehr zu. Es mehrten sich die Berichte über nächtliche, geheime Versammlungen, in denen hauptsächlich die Intelligenz die führende Rolle übernahm. Nicht zu den Ortsangesehnen gehöriges, lichtscheues Gesindel trieb sich in Menge umher, wühlte und hegte unter dem Landvolke. Es regnete Proklamationen revolutionären Inhalts, Drohbriefe der verschiedensten Art gingen auf privatem Wege oder auch durch die offizielle Post ein, wurden an Telephon- und Telegraphenposten, an Bäume im Walde geheftet. Neu waren direkt an das Militär gerichtete Aufforderungen, den Gehorsam zu verweigern und sich der Bewegung anzuschließen. Der Dienst erforderte stetig größere Anstrengungen körperlicher wie seelischer Natur; die Länge trug die Last. Und doch befanden wir uns erst ganz am Anfange.

Die mit den benachbarten Kollegen — es waren mittlerweile im Kreise wieder acht Ernennungen von ehrenamtlichen Kreis-Geßgehilfen erfolgt — ausgetauschten Mitteilungen brachten immer

häufiger Berichte über gefundene Waffen; einer von ihnen war mit seinen Dragonern auf eine Bande gestoßen, mit der es zu regelrechtem Schießen gekommen war. Mir selbst gelang es, bei einer nächtlichen Hausdurchsuchung in einem kleinen, mitten im Walde gelegenen Häuschen, zu dem ich mir den Eingang nur durch ein Fenster erzwingen konnte, da beide Türen vollständig verbarriakadert waren, acht verschiedene Gattungen Patronen zu konfiszieren, vom größtkalibrigen Militärgewehr bis zum Bulldog-Revolver herab. Acht Tage nach seiner Einlieferung spazierte der Eigentümer dieses Depots — es lagen übrigens noch andere gravierende Momente gegen ihn vor, und im Besitze eines vorchriftsmäßigen Waffenscheines befand er sich auch nicht — wohlgenut im Orte umher und agierte weiter.

Wie schwer das Vorgehen im einzelnen Fall sich gestaltete für Personen, die im Polizeidienst nicht geübt waren, und das war keiner von uns, und wie eigenartig dazwischen der Zufall mitspielte, mag folgende Begebenheit illustrieren. Vorausgeschickt muß werden, daß ein Kollege aus einem anderen, gegen 80 Kilometer entfernten Kreise vor Wochen mir das Signalement eines ihm Entwichenen zuschickte, das in der Rubrik „besondere Kennzeichen“ den Vermerk — widerwärtiger Blick — enthielt.

Ich hatte einem größeren Bauernhofs einen Nachtbesuch zugebracht und erbat mir in hierzu gewordener Veranlassung, da genügende Ursache zur Annahme eines uns erwartenden Hinterhaltes vorlag, aus Mittenwoga Unterstützung, die mir in gleicher Zahl Reiter, wie ich sie mitnahm, bereitwilligst gewährt wurde, und, was für mich die Hauptsache war, es wurde mir ein kundiger Führer durch den mir völlig fremden, fast 5 Kilometer langen Wald gestellt. Bei solchen Unternehmungen hielt ich stets denselben Modus ein. Es wurde, wenn irgend angängig, nur durch den Wald geritten, und im Walde so nahe als möglich beim Bestimmungsorte abgesehen. Ich schlich dann in Begleitung eines Mannes bis in den Hof hinein und informierte mich genau über die Lage der Gebäude, namentlich der Wohnhäuser, deren Türen und Fenster, begab mich dann zurück, instruierte jeden Einzelnen über den Platz, den er einzunehmen hatte, ließ aufsitzen, entzündete meine Lampe und unter Beleuchtung ging es dann, was aus den Pferden herauszuholen war, zur Umzingelung. In zwei Fällen durfte auf meine Rückkehr nicht gewartet werden, und dann blieb es der Findigkeit jedes Einzelnen überlassen, wo er Aufstellung nahm: wenn ein Schuß fiel und wenn ein Hund anschlug. Gab es einen Fliehenden, so hatte, ohne ein weiteres Kommando abzuwarten, der dem Flüchtling zunächst postierte Reiter die Verfolgung aufzunehmen. — Drei volle Monate bildeten die braven Dragoner meine Eskorte, und nicht ein einziges

Mal in dieser langen Zeit war ein Versagen nach irgend einer Richtung zu verzeichnen gewesen.

So klappte alles auch dieses Mal. Ehe ich Einlaß erhielt, vernahm ich aus zwei verschiedenen Richtungen den scharfen Zuruf „Zurück!“ und dicht danach das Zuschlagen von Fenstern. Ein Beweis, wie nötig die Posten waren. Mit der Persönlichkeit, welche ich eigentlich suchte, war ich bald fertig, und hieß sie sich zur Fahrt rüsten. Während der danach vorgenommenen Haus-suchung kam ich an ein verschlossenes Gelaß. Da auf mein wiederholtes Begehren nicht aufgemacht wurde — der Schlüssel stat von innen — winkte ich einem Dragoner; ein kräftiger Stoß mit der Schulter und der Eingang war frei. Der Lichtschein meiner Lampe traf ein Bett und beleuchtete eine halb bekleidete, anscheinend schlafende Gestalt, die auf meinen Anruf die Augen öffnete. Wie von der Tarantel gestochen fuhr ich zurück. Vor einer einzigen Creatur — einer Schlange — empfinde ich ein geradezu unüberwindliches Grauen. Was mich hier anstierte, durchbohrte, mit den Augen umschlich, war geradezu entsetzlich! Ich hieß den Mann aufstehen und sich ankleiden, ließ einen Dragoner als Wache zurück und entfernte mich, um die Haus-suchung, die nahezu eine Stunde Zeit beanspruchte, fortzusetzen. Bei meiner Wiederkehr fand ich den Mann nicht vor. Trotz des Ernstes der Sache entbehrte der weitere Vorgang nicht eines gewissen Humors. „Wo ist Dein Arrestant?“ fragte ich die Wache. „Er steht nicht auf —“ lautete die Antwort. „Dann hilf ihm!“ Verständnißvoll fuhr der Dragoner mit der Hand nach dem rechten Stiefelschaft, dem Sitze der Kagaita (die Dragoner waren für den Polizeidienst auch mit dieser kalten Waffe, die viel gefürchteter war als der Säbel, ausgestattet worden). Mit einem Satz war man aus dem Bette; wenige Minuten noch — und eine städtisch gekleidete Person im eleganten Gehrock trat zu mir ins Zimmer. Es erfolgte eine tadellose Verbeugung und die im affektirten Flüster-tone gehaltene Frage: „Mit wem habe ich die Ehre —“. Weiter kam sie nicht, denn ich wandte mich an die Wache mit dem Bedeuten: „Der Mann wünscht wohl eine Visitenkarte.“ — Verständnißvoll fuhr der Dragoner mit der Hand nach dem rechten Stiefel, — weiter kam er nicht; die Vorstellung war zu Ende.

Zum Abmarsche fertig, wurde die Situation peinlich bei der Frage, wie die Gefangenen transportieren; denn die Fußwanderung war ausgeschlossen, da wir einen Fluß zu durchwaten hatten, und für nichts in der Welt konnte ich die Leute zur Hergabe eines Gefährtes bewegen. Es blieb mir nichts übrig, als nach dem Satz: *à la guerre, comme à la guerre* zwangsweise vorzugehen. Ich erklärte, daß, falls gegen gute Bezahlung binnen einer Viertelstunde ein Gespann mit Kutsher nicht hergerichtet sei, ich mir

solches nehmen, nach dem Gebrauche aber es seinem Schicksal überlassen werde. Das half. In Fistehlen angelangt, stieß ich auf dieselbe Schwierigkeit; Pferde standen genügend zu meiner Verfügung, ein Kosselenker fand sich nicht. Wieder war es der Selbstschutz, der einsprang und unter Bedeckung einiger Dragoner den Transport durch die Nacht übernahm. Wie wichtig dieser Fang war, beweist der Umstand, daß ich schon am nächsten Morgen von verschiedenster Seite beglückwünscht wurde. Nach Monatsfrist befand sich der Mann im eleganten Gehrock, zusammen mit seinem Kumpan, auf freiem Fuß.

In dieser Weise ging es tagein, tagaus, Nacht für Nacht; kaum, daß man sich das Notdürftigste an Ruhe für in Haft eingenommene Mahlzeiten und Schlaf gönnen konnte. Die erste Abwechslung und gleich danach die schwerste Arbeit brachte der Besuch des Gouverneurs. Er war uns zirkulariter zum 4. August angekündigt worden mit der Anzeige, daß der Gouvernementschef bei dieser Gelegenheit die ehrenamtlichen Kreischefsgehilfen zu sehen wünsche. Ich konnte mich in meiner funkelnagelneuen Equipierung schon sehen lassen; ein junger Kollege aber, der von Anbeginn seiner Amtierung ein und dieselbe Garnitur bei jeder Bitterung strapaziert hatte, schaute in der That so wenig salonsfähig aus, daß seine mir gegenüber ausgesprochene Absicht zu verschwinden wohl gerechtfertigt erschien. Zur Ehre gereichte dem recht betagten, hohen Herrn Chef die Antwort, welche er mir gab, als ich bei meiner Vorstellung in Riga und der Ankündigung seines Besuches um die Erlaubnis bat, ihn an der Grenze meines Bezirkes mit meinen Dragonern empfangen zu dürfen. Er lehnte von vornherein kurz ab und als ich zur Begründung meiner Bitte darauf hinwies, daß er bei mir gleichwie bei den nächstbenachbarten Kollegen die schlimmste, verseuchteste Gegend passiere, blieb er bei der Ablehnung mit den Worten: „Die Herren setzen sich täglich und stündlich auch der äußersten Gefahr aus, — gestatten Sie mir wenigstens einmal hiervon etwas zu kosten.“

Gegen 5 Uhr abends war kein Eintreffen zu erwarten. — Schon vom frühen Morgen an versammelte sich eine Menge Menschen beim im Hofe belegenen Gemeindehause, an welchem geschauert, gepußt und mit Girlanden gewirtschaftet wurde. Je mehr die Zeit vorrückte, um so größer wuchs die Masse. Mir war doch etwas hänglich zumute, wie es mit dem hohen Besuche ablaufen werde, denn vielen mir bekannten und wildfremden Galgenesichtern begegnete ich bei meinem Umgange. Es ging alles programmäßig. Einige leutselige Worte an uns bildeten den Anfang, dann ging es ins Haus hinein, wo die längste Zeit mit Entgegennahme von allerhand Klagen und Beschwerden aus-

gefüllt wurde, darunter eine mit vielen hundert Unterschriften, welche gegen meine Amtierung, und böllig gleichlautend mit solcher, die gegen die Adresse der Kollegen gerichtet war und — Folgen hatte. Wiederum einige freundliche Worte zum Abschiede, einige neckische Bemerkungen über blühende Fluren, herzlichen Empfang seitens der Gemeinden, nervöse Gutsbesitzer, und unter dem Hurra einer vielhundertköpfigen Menschenmenge ging es fort nach dem 23 Kilometer entfernten Ritalu, woselbst Nachtquartier genommen werden sollte. Die ganze Aufregung hatte rund zwanzig Minuten gedauert; die seinerzeit in Aussicht genommene Besprechung war damit vertagt. Die Menge verlief sich; ein großer Teil stattete dem in allernächster Nähe befindlichen Krüge einen längeren Besuch ab, in welchem sich nach wenigen Stunden ein grauenhaftes Verbrechen abspielte.

Es war 8 Uhr, draußen stockfinster, wir hatten uns eben an den Tisch zur Abendmahlzeit gesetzt, als ein Mann direkt ins Speisezimmer gestürzt kam mit den Worten: „Erbarmen Sie sich, gnädiger Herr, im Krüge geht es fürchterlich her!“ Den Säbel umgehängt, den Revolver in die Tasche gesteckt, stürzte ich zur Thür hinaus, rannte an dem Hause, in welchem die Dragoner kaserniert waren, vorüber mit dem Zurufe: „Schleunigst 6 Mann zum Krüge!“ — und in der Meinung, es handle sich um eine, in Anlaß des feillichen Tages arge Kauferei —: „Bergerht die Nagaiten nicht!“ — zum Krüge, der vielleicht vier Minuten vom Herrschaftshause entfernt lag. Mir auf den Fersen folgten die Dragoner und ein Herr vom Selbstschuß. In der hell erleuchteten, großen Schenkstube saßen dreiunddreißig zechende Personen, zum Teil schwer montiert; hinter dem langen, fast die ganze Breite des Zimmers einnehmenden Schenktsche, wo das Krügerpersonal und namentlich der Krüger selbst vermutet werden mußte, befand sich niemand. „Wo ist der Krüger? Was geht hier vor?“ rief ich in die Menge hinein. Alles blieb stumm, keiner rührte sich. Ich befahl den Soldaten mit je zwei Mann die drei Ausgänge zu besetzen und nicht eine Menschenseele hinauszulassen, bei dem geringsten Versuche, den Ausgang zu erzwingen, aber von den Waffen sofort Gebrauch zu machen und betrat die zweite, sogenannte Honoratiorenstube. Hier saßen um einen Tisch neun Personen mit Trinken beschäftigt, von diesen fünf Gemeindebeamte. Dicht neben dem Schenktsche stand ein Bett, in welchem der Krüger lag, zwar noch atmend, jedoch im letzten Stadium der Agonie. In dem daran stoßenden Wohnzimmer, hart an der offenen Thür, war die betrußlose Frau des Krügers gebettet; ihr Lager umstanden weinend und jammernd ihre beiden Töchter im Alter von 10 und 14 Jahren. Eine flüchtige Untersuchung ergab, daß der Krüger einen Schuß in die Herzgegend erhalten, die Kugel hatte

den Körper durchschlagen; die Krügerin war in die Brust getroffen worden, das Projektil stat noch im Körper. Meine erste Sorge galt der Beschaffung des Arztes, der acht Kilometer weit sein Domizil hatte. Ich wählte zum Boten einen Menschen, den einzigen, der mir aus der ganzen Gesellschaft als absolut zuverlässig bekannt war. Meine Wahl war die denkbar unglücklichste, da ich mich hierdurch, wie die Folge lehrte, der letzten Stütze beraubte, um zeitig wertvolles Material zu erhalten, zur sofortigen Verfolgung des Mörders mit den gut berittenen Dragonern. Einen zweiten Boten, den ich mir vom Hof erbat, schickte ich nach der entgegengesetzten Richtung, um eine Schwester der Krügerin zum Schutze der Kinder herbeizuholen. Bald nach Mitternacht traf ein Arzt ein; er konnte nur den inzwischen eingetretenen Tod beider Eheleute konstatieren. Die fast gleichzeitig angelangte Verwandte nahm mir die Sorge für die beiden Waisen ab. Das Verhör der Anwesenden, eine Prozedur, die zwölf volle Stunden in Anspruch nahm, war völlig wertlos und brachte nicht mehr Licht, als wie aus der Befundaufnahme zu schöpfen war. Wie das Einmaleins plapperte Mann für Mann fast wörtlich übereinstimmend seine Aussage her: Er wisse von nichts, habe niemanden gesehen, nur zwei rasch hintereinander fallende Schüsse gehört und die Eheleute zusammenbrechen gesehen. Einige wollten nicht einmal das Schießen vernommen haben. Was konnte denn auch von solchen, mit einer, jedes Maß übersteigenden Gemütsroheit ausgestatteten Unmenschen erwartet werden, die, ohne ein Glied zu rühren, ruhig zusehen, wie ihre Nebenmenschen hingemordet werden und sich im Angesichte noch warmer Leichen und jammernder Waisen in ihrem wüsten Trinkgelage nicht stören ließen.

Die für meinen, aus dem Selbstschutz erbetenen Schriftführer notwendige, gegen 2 Uhr morgens im Verhör gemachte Pause benutzte ich dazu, um einen in lakonischer Kürze abgefaßten Bericht dem Gouverneur nach Riga, seinem Nachtquartier, zuzuschicken. Gleichzeitig sandte ich an den etatsmäßigen Kreischefsgehilfen, welcher sich in der Begleitung des Gouvernementschefs befand, die Bitte, mir telephonisch den Kreisarzt zur Sektion sowie den Untersuchungsrichter unverzüglich zuzuschicken. Um 6 Uhr morgens entledigte sich der Bote seines Auftrages der erhaltenen Order gemäß durch persönliche Übergabe; meine Bitte war sofort erfüllt worden. Es war Montag früh. Am Mittwoch zwischen 11 und 12 Uhr vormittags trafen die beiden Herren ein. Sie ersparten sich hierdurch allerdings eine zweite Fahrt von 5 Stunden, denn mittlerweile war ein drittes Menschenleben zum Opfer gefallen. Daß die Leichen die lange Zeit hindurch vorschriftsmäßig unangerührt liegen gelassen werden mußten, brauchte sie ja nicht weiter zu inkommodieren.

Die am folgenden Tage wieder aufgenommene Untersuchung ergab folgendes: Der Plan zur Untat war jedenfalls in der schräg gegenüber dem Krüge belegenen Wude zur Reife gelangt, denn schon eine Stunde vorher waren zwei Personen hin- und hergewandert, offenbar zur Feststellung des günstig erscheinenden Augenblicks. Eine nicht unwesentliche Rolle hatten hierbei einer der Gemeindebeamten und drei junge Mädchen übernommen. Zur Ausführung war eine Droschke benützt worden, welche, von der Wude kommend, im leichten Trabe, ohne anzuhalten, am Krüge vorüberfuhr und an der Ecke Aufstellung nahm. Beim Passieren des Einganges war der Mörder abgesprungen, hatte mit wenigen Sätzen die in die Schankstube führende Tür erreicht, selbige aufgerissen und von dieser Stelle aus durch zwei wohlgezielte Schüsse in wenigen Sekunden zwei Menschenleben vernichtet, laufend danach die Droschke erreicht und war mit dieser davongejagt. über das Motiv war jeder Zweifel ausgeschlossen, denn an der Eingangstür fand ich ein an die Adresse des ermordeten Krügers gerichtetes, vom Revolutionskomitee unterzeichnetes, mit Blei flüchtig, zweifellos kurz vor der Tat in der Wude abgefaßtes Schreiben, inhalt dessen dem Krüger für eine mir bezüglich der in Fistehlen stattgehabten Brandstiftung gemachten Anzeige, der Frau aber für die den Skofafen gemachten Handleistungen der Tod förmlichst angezeigt und jedem S p i o n eine gleiche Strafe angedroht wurde.

Als ich am Mittwoch, den 7. September, früh morgens von einer nächtlichen Exkursion, welche der Verfolgung der mutmaßlichen Helfershelfer des Mordbuben galt, in den Hof eingeritten war, wurde ich mit der Nachricht empfangen, es warte seit Stunden ein Mensch auf mich, der Aussage bezüglich eines Mordes zu machen habe. In der Meinung, es handle sich um die Schandtath im Krüge, hieß ich den Mann etwas warten. Ich hatte eben mit der Toilette begonnen, als mir gemeldet wurde, der Bote bitte dringend, s o f o r t empfangen zu werden. Ich ließ ihn eintreten. Mühsam, mit bebenden Lippen stotterte er stoßweise die wenigen Worte heraus: „Ich komme — zu melden — der Pastor Ritz ist ermordet — erschossen worden.“

Der Genannte war griechisch-orthodoxer Priester, Vollblut-Lette, ein Greis von über 76 Jahren, der 43 Jahre auf demselben Platze seines Amtes gewaltet, eine große Schar eigener Kinder vortrefflich erzogen, fremden Kindern viele Wohlthaten erwiesen, für seine Nation nahezu fanatisch gewirkt hatte.

Wenige Minuten mußten hinreichen, um meinen stets dienstwilligen Schriftführer aus dem Bette zu holen, die eben von der Nachtwache abgelöst, noch gar nicht zur Ruhe gekommenen Dragoonier wieder in den Sattel zu bringen, und fort ging es ins

Pastorat, der Stätte zu, wo bisher Gottesfurcht und Friede gewaltet, und nun sich ein graufiges Bild menschlicher Verworfenheit, schweren Herzeleidens darbot. Mit welcher Brutalität war hier vorgegangen worden! Wo nimmt ein schwaches Menschenherz den Mut her zu solchem Frevel, an einem Orte, wo die Glocken vom Gotteshaufe herab stündlich an das Auge dessen mahnten, dem nichts verborgen bleibt, trotz Finsternis und Tücke. Die Familie, bestehend aus dem Pastor, dessen Frau und Enkelin, saßen beim Abendmahl; das einzige zur Straße führende Fenster war mit einem hellfarbigen Rouleau verhängt, so daß die Konturen der einzelnen Gestalten von draußen deutlich zu erkennen waren. Da kracht ein Schuß, und der Pastor sinkt, von einer Ladung Schrot — mit gehacktem Blei gemischt — in den Kopf getroffen, vornüber auf den Speisetisch. Wie das junge Mädchen auffpringt und unwillkürlich das Gesicht zur Schußrichtung wendet, sieht sie deutlich, wie der Mörder das vom Schuß zerfetzte Rouleau aufhebt, um sich von der Wirkung des Schusses zu überzeugen — unmittelbar danach kracht ein zweiter Schuß, und von einer gleichen Ladung in die Schläfe getroffen, haucht der alte Mann seine Seele aus.

Als Werkzeug war ein Vorderlader benutzt worden; denn dicht unter dem Fenster fand sich eine Menge geschwärtzer, als Pfropfen auf das Pulver benutzter Papierschmizel, und im Zimmer zwei Storten, welche zu Aufsatzpfropfen gedient hatten. Diese neue Untat war zweifellos lange Zeit vorbereitet worden, denn in den ersten Tagen des Monats war ein zum Pastorat gehöriger, sehr wachsender Hund verschwunden, unmittelbar nach einem kurzen Besuche eines Mannes im eleganten Gehrock, der früher zum Kirchenpersonal gehört hatte und welcher auf Initiative des Pastors seiner Stellung enthoben worden war — wegen politischer Umtriebe. Bezüglich dieses Mannes hatte mir der Ermordete Angaben gemacht, welche die Inhaftierung veranlaßten.

Unser bisheriger Kreischef sah sich durch andauernde Kränklichkeit gezwungen, seinen Abschied zu nehmen, — nur wenige Wochen danach begruben wir ihn, — sein Nachfolger vertrat ganz andere Ansichten, es sollten ganz neue Bahnen eingeschlagen werden. Es regneten förmlich Zirkulare, Vorschriften, Reskripte; wir erhielten eine Menge Register zu führen; über jede wichtige Begebenheit (und welche war nicht wichtig) wurden langatmige Berichte an den Gouvernementschef, den Kreischef, dessen etatismäßigen Gehilfen, die Prokuratur, das Bezirksgericht und die Gendarmerie verlangt. Tinte, Feder und Papier sollten die Herrschaft führen; der echte russische Tschinobnit, den wir wenigstens für unsere Tätigkeit begraben glaubten, sollte seine Auferstehung feiern. Bei mir war die Sache nicht so verzweifelungs-voll, denn,

wenngleich seit Niederlegung meiner juristischen Tätigkeit 15 Jahre verfloßen waren, so viel als hier erforderlich, war zur Not noch hängen geblieben; die meisten meiner Kollegen hatten aber nie Gelegenheit gehabt, ein Protokoll abzufassen, viele von ihnen vermutlich nie ein solch offizielles Schriftstück zu Gesicht bekommen, und über Nacht wurde ein korrekter Kanzleibeamter, formvollendeter Schriftführer und — ein in allen Sätteln gerechter Untersuchungsrichter erwartet! Was jedoch überdies den Dienst ganz besonders empfindlich machte, war der Umstand, daß der neue Chef das ganze Institut der ehrenamtlichen Gehilfen, zusamt dem Selbstschutz, nicht nur mit scheelen Augen ansah, sondern alles daran setzte, daselbe so rasch wie möglich zu Fall zu bringen, was er oft genug unumwunden ausgesprochen hat. Ich hatte inzwischen meinen Wohnsitz von Taurup nach dem mehr gefährdeten Fisteßlen verlegt.

Die revolutionäre Bewegung wuchs von Tag zu Tag. Immer dreister und offerer traten die Wühler und Hezer auf, die Verbrechen mehrten sich. Erschienen bisher nur solche Personen bedroht, die zur Regierung gehalten und sich durch irgend welche Betätigung oder Aussage unliebsam gemacht hatten, so wurden nunmehr durch Anschläge an Häusern, Bäumen und Zäunen und unter Namensnennung alle diejenigen direkt mit dem Tode bedroht, welche nicht m i t m a c h t e n. Beim Militär hatte sich bis dahin die Propaganda auf Ausstreuen von Proklamationen mit den lügenhaftesten und die Regierung diskreditierenden Nachrichten beschränkt, jetzt kamen direkte Aufforderungen zum Abfall hinzu; mit Vernichtung ihrer Habe, namentlich der Futtermorräte, durch Feuer wurden alle diejenigen bedroht, die Steuern oder Abgaben entrichteten oder beitrugen, Pachten zahlten oder bedungene Arbeit leisteten. Waren bisher nur die H ö f e durch Feuer heimgejucht worden, streckte nun der Terror die verbrecherische Hand auch nach dem Eigentum des B a u e r n aus. Einem Wirten in Taurup wurden in einer Nacht zwei Scheuern mit seinem gesamten Futtermorrat niedergebrannt, weil er auf die Aufforderung, sich der Bewegung anzuschließen, solches abgelehnt hatte mit dem Hinweis, daß er 30 Jahre seinen Hof in Ehren bewirtschaftet habe und von den modernen Ideen nichts wissen wolle. In Taurup, wo inzwischen wiederum Infanterie (19 Mann ohne Offizier) stationiert worden war, wurde die Wache von einer bewaffneten Bande überfallen; unter den mit Hilfe des Selbstschutzes Inhaftierten befand sich ein Gemeindebeamter; Mordanschläge waren an der Tagesordnung. In Ritau wurde der evangelische Prediger am hellen, lichten Tage, während er mit Ausarbeitung seiner Predigt zum Sonntag beschäftigt war, in seiner Studierstube ermordet; auf den Gehilfen Magimowitsch wurden am Abend hart an der belebten Eisenbahnstation Kömerzhof einige 20 Schüsse

abgegeben; durch zwei Kugeln wurde er erheblich verwundet; wenige Tage danach wurde am hellen Tage auf den Mittmeister v. Stern aus dem Hinterhalte geschossen, wobei sein kaiserlicher Verwundung davontrug. Ich hatte ihm zur Begleitung durch ein Waldstück einige Dragoner angeboten, er lehnte sie leider ab. In Kolmhof jahndete ein Revolutionär nach dem Lehrer Decker; als er ihn auch bei einem wiederholten Besuche nicht antraf, schob er dessen Frau nieder. Mit einer geradezu tierischen Roheit war ein Massenmord an der Familie des Kreisrathesgehilfen v. Hennings und allen seinen Miteinwohnern versucht worden. Während alles im Hause in tiefster Schläfe lag, hatte sich eine größere, bewaffnete Bande herangeschlichen, zwischen die Fensterläden Stroh und Lumpen gezwängt, alle Ausgänge mit solchem Material belegt, das Ganze sowie die Wände des Hauses mit Petroleum begossen, vor die Ausgänge Glasplitter ausgestreut und mit Benzin gefüllte Flaschen niedergelegt und darauf das Haus an allen Ecken und Enden in Brand gesteckt. Als die Einwohner, bestehend aus v. S., seiner Frau, vier Kindern und deren Erzieherin, dem Gehilfen Maximowitsch, zwei Herren vom Selbstschutz und den Diensthoten, durch eine wohl zu früh explodirte Flasche Benzin aus dem Schlafe geweckt, notdürftig bekleidet hinausstürzten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen empfangen. Trotz schwerer Verletzungen an Händen und Füßen gelang es, den Brand zu löschen und so der Gefahr des Lebendig-Verbrennens zu entgehen. Im Laufe einer Woche wurden sämtliche Monopolbuden (Verkaufsstellen für Branntwein — seit einigen Jahren Staatsmonopol) im ganzen Bezirk durch Feuer eingeeäschert, nach vorhergegangener Verraubung der Kassen.

## II. Der zweite Akt.

Der zweite Akt hatte begonnen; die Regierung aber verharrte nicht nur in ihrer Passivität, sondern zeigte sich schwächer denn je. So wurden drei russische Studenten, die wegen direkter offener Aufreizung der in Taurup stationierten Soldaten, sich den Revolutionären anzuschließen und schwerer Majestätsbeleidigung von mir arretiert waren, am zweiten Tage ihrer Einlieferung aus dem Untersuchungsgefängnisse entlassen, und zwar daraufhin, daß eine an den Gouverneur abgeschickte Deputation unter Drohungen solches verlangte. Ja, es kamen solche Lächerlichkeiten vor, daß schwere Verbrecher auf Ehrenwort und auf Unterzeichnung von Reberjale entlassen wurden. Hatten die Dra-

goner bis jetzt alle Mühsale des schweren Polizeidienstes ohne Bedenken oder gar Murren getragen, nun kam es zu laut ausgesprochenen Erwägungen, daß sich die Arretierungen und die hierdurch bedingten körperlichen Strapazen doch wohl nicht lohnen, da alles wieder auf freien Fuß gesetzt werde.

Da brach der große Streik der Eisenbahner, der Post- und Telegraphenbeamten aus. Waren die nun folgenden Tage und Wochen für den Stadtbewohner unheimlich, — für das flache Land wurden die Zustände im höchsten Grade kritisch. Nahezu hundert Kilometer von der Zentrale entfernt, von jeder Verbindung abgeschnitten, ohne die geringste Nachricht darüber, was im Reiche und der Welt vorging, machte sich in kürzester Zeit Mangel am Notwendigsten schwer fühlbar. Jede Art Materialwaren, Tabak, Licht, Papier usw. fehlte, der Sold für die Soldaten blieb aus und vor allen Dingen — die Munition ging aus. Es genüge an ein einziges Moment zu erinnern, um die Schwierigkeit der Lage ins richtige Licht zu setzen. Am 30. Oktober war das Manifest erschienen, das unter anderem Rede- und Pressefreiheit, Versammlungsrecht u. a. m. brachte und das Volk zur Wahl für die Reichsduma aufforderte, — wir erhielten erst am 13. November Kenntnis von dieser der Regierung abgetrohten, das große Reich in seinen Grundfesten erschütternden Kundgebung. So konnte denn folgendes geschehen: Während in Riga Umzüge und Manifestationen ungehindert auf breiter Grundlage vor sich gingen — in einem Falle sollen gegen 80 000 Personen versammelt gewesen sein — dem freiesten Worte keine Zügel angelegt wurden, jagten wir die Manifestanten mit Dragonern gewaltfam, mit blanker Waffe, auseinander. Es kann hier der Regierung ein schwerer Vorwurf grober Lässigkeit schon insofern nicht erspart werden, als einzelne Gemeindeverwaltungen viele Tage früher offizielle Mitteilung vom Erlasse des Manifestes erhalten hatten als wir. Lag die Möglichkeit der Eröffnung für den einen Teil vor, so mußten selbstredend auch Mittel und Wege gefunden werden können, um den Nachbarn, das Polizeiorgan, gebührend in Kenntnis zu setzen.

Jetzt hatte alles den Kopf verloren. Ob Arbeiter oder Schüler, Beamter oder Gewerker, niemand dachte an Arbeit oder Amt, Beschäftigung oder Erwerb. Wie ein Laumel, wie eine Kaserei war es über die Menschen gekommen. Das Leben bestand aus Meeting und Reden, Reden und Meeting. Alles schien erlaubt; es gab keine Schranke, kein Maß. Fabriken, welche die Arbeit inzwischen ausgenommen hatten, wurden aufs neue geschlossen, Schüler und Schülerinnen erzwangen vielfach das Schließen anderer Schulen und zogen — häufig unter Anführung ihrer Lehrer — mit roten

Fahnen jubelnd durch die Straßen, Theatervorstellungen wurden inhibiert und die Kunsttempel zur Abhaltung von Meetings gewaltsam eröffnet, es gab kein größeres Lokal, in das die Menge nicht eindrang; die Mägede wurden aus den Häusern gezerrt, Passanten von der Straße zum Mitgehen gezwungen. Und die Regierung? — Ich will mir kein Urtheil erlauben, ob das Verhalten den Verhältnissen richtig angepaßt war, sondern nur als Tatsache konstatieren, daß die Gouvernementsverwaltung die losbündigen Massen sich frei und ungehindert austoben ließ; sämtliches Militär, jede Patrouille war zurückgezogen worden, kein Schutzmann ließ sich auf der Straße blicken. Die Heizer und Wühler hatten Oberwasser. Aus allen Schlupfwinkeln krochen sie hervor; es bedurfte nicht mehr der Dunkelheit der Nacht für ihr Gebahren; jedes Wort nahmen sie sich heraus, ob es galt Schmähungen der Regierung, ob Aufforderung zum Plündern des Nächsten, zu Mord und Totschlag.

Diese an Tobjucht gemahnende Rajerei steckte nur gar zu bald auch das Landvolk an. Auch hier hörte jede Arbeit auf. Meeting und Reden war das Lösungswort. Zu Tausenden scharten sie sich zusammen, um den aus der Stadt herbeigeströmten Sendlingen ein nur zu williges Ohr zu leihen. Ein Hauptthema bildete der Hinweis, was durch einmütiges Zusammenhalten großes errungen war, und was bei der Schwäche, die die Regierung gezeigt, noch größeres und wertvolleres zu erzwingen wäre bei einmütigem Zusammenwirken; Landaufteilung, Abwälzung jeder Last und Steuer auf irgend eine imaginäre Größe, Kommunismus, Republik u. w. a. m. bildeten die Stichworte und Lockmittel. Auch die Regierung hatte den Kopf verloren. Anders läßt sich jedenfalls die Inkonsequenz nicht deuten. Während in der Stadt jede Manifestation, jede Ansammlung beliebiger Massen zum mindesten geduldet wurde, erhielten wir fürs Land den verblüffenden strikten Befehl, ohne Einhaltung der gesetzmäßigen Vorschriften, d. h. ohne vorhergegangene Anzeige und Genehmigung seitens der Polizei, der wiederum die Einreichung des Programmes und Nennung der Leiter vorherzugehen habe, unter keiner Bedingung irgendwelche Versammlungen oder Manifestationen zu dulden, wo solches versucht werde, selbige zu inhibieren und auseinanderzujagen, die Unternehmer zu verhaften, und falls hierbei Militär erforderlich sein sollte, — mit diesem energisch vorzugehen. Für verschiedene meiner Kollegen bot sich nur gar zu bald Gelegenheit zum Einschreiten. Und in der Folge? Schwere Vorwürfe, ja selbst die Drohung mit dem Untersuchungsrichter und der Gerichtsübergabe. Mir selbst brachte dieses sinnlose Hin- und Herpendeln die schwersten Stunden während der ganzen Dienstzeit.

Wie bekannt, waren die aus Petersburg auf einen bestimmten Tag ausgeschriebenen Wahlen für die Reichsduma vertagt worden. Wir auf dem Lande hatten aber hiervon offiziell keine Kenntnis erhalten; die zu solchem Zweck einberufene Wahlversammlung stützte sich demgemäß auf eine Regierungsvorschrift, während sie uns gegenüber als ungehehlich zu gelten hatte, was nach dem in kategorischer Form erhaltenen Befehl ein energisches Eingreifen zur Folge haben mußte. Nun hatte sich an zwei Tagen hintereinander auf dem Hofe Fjstehlen eine Menschenmenge von 1300 bis 1500 Personen zu dem bewußten Zweck versammelt; *p r i v a t i m* hatte ich von der Vertagung durch Zusendung des Regierungserlasses wohl Kenntnis erhalten, und ich stand nun vor der Entscheidung. Es bedurfte eines einzigen Wortes — „auseinanderjagen“ — an meine bis aufs Äußerste erbitterten zehn Dragoner, die die beiden Tage stundenlang im Sattel sitzend, auf dieses eine Wort buchstäblich brannten und es wäre zu einem fürchterlichen Blutbade gekommen, um — eines Formfehlers und einer Nachlässigkeit seitens der Regierung willen, und im Falle des Unterliegens unsererseits, abgesehen von dem Verluste an den mir anvertrauten Menschenleben, wäre in Fjstehlen wie in den benachbarten Höfen, — das konnte nicht dem geringsten Zweifel unterliegen — nicht ein Stein auf dem anderen geblieben. Ich sprach das Wort *n i c h t* aus. Ich sprach es auch dann nicht aus, als die stetig wachsende Menge mich durch unsinnige Verschwendung von Patronen aus meiner Reserve zu locken versuchte. Ich ließ die Wilden toben und johlen, reden und schreien bis zum Eintritt der Dunkelheit, die dem wüsten Tohuwabohu von selbst ein Ende bereitete. Ob ich das Rechte gewählt? — Abfällige Kritiken sind mir nicht wenig zu Ohren gekommen.

### III. Vorbereitung zum letzten Schlage.

Die auf den Friedensschluß, welcher dem mörderischen und wohl unpopulärsten Kriege im fernen Osten ein Ende bereitere, gesetzte Hoffnung, daß es im eigenen Hause nun wieder Ruhe und Ordnung geben werde, erwies sich als völlig irügerisch. Nur in Moskau hatte man, wie zum Ostersfest, Bruderküsse auf den Straßen ausgetauscht; im ganzen großen Reiche und speziell auch im halbtischen Lande ging das große Ereignis spurlos vorüber. Man hatte mit zu vielen Dingen, die programmäßig nun kommen sollten, zu tun. Zunächst galt es, die großen Massen mit modernen Gewehren zu bewaffnen. Um dieses zu erreichen, bedienten sich die Revolutionäre hauptsächlich der *E n t w a f f n u n g* ihrer Gegner. Höfe, in denen der Gutsherr abwesend war oder die

nur von einigen wenigen Deutschen bewohnt waren und keinen militärischen Schutz beherbergten, die zahllosen, in den ausgedehnten Waldungen zerstreut liegenden Wohnstätten der durchweg gut bewaffneten Forstwächter, einzelne, aus zwei bis vier Mann bestehende Patrouillen wurden je nach Bedarf, von großen oder größeren Banden nächtlicherweife überfallen und wohl nie kehrten sie ohne reiche Beute heim. Mit großer, sorgsamer Vorsicht wurde da vorgegangen, wo etwas von Gefahr ausging. So unterblieb der für eine bestimmte Nacht auf die Kaserne meiner zehn Dragoner festgesetzte Überfall, weil von den ausgeschriebenen und zu solchem Behufe figierten 125 Mann nur sieben und dreißig erschienen waren, und wurde auf bessere Zeiten verschoben. — Der Zuzug aus der Stadt wurde größer und größer; die an sich kleinen Piletis der Soldaten wurden teils durch Verwundung und Abschuß, teils durch Dislozierung oder Abgabe an bedrohlichere Orte kleiner und kleiner. Nicht unbeträchtlich war die Zahl der Gefallenen und Verwundeten; schwerer fiel ins Gewicht, daß viele meiner Kollegen aus dem Dienste scheiden mußten, und die Führung fehlte. In rascher Folge waren furchtbare Verluste zu registrieren. Baron C. wurde schwer, v. B. leicht verwundet. Kollege v. Aberkas gleichzeitig mit seinem Bruder, dem bevollmächtigten Verwalter von Seßwegen, wurden buchstäblich abgeschlachtet und deren Leichen wochenlang nicht herausgegeben; der Kornett Kosljanin in Reipen wurde mit 4 Dragonern während der Abwesenheit des Kollegen v. A. niedergemetzelt, zwei seiner Reiter verwundet; wie oft hatte dieses muntere, tatenfreudige, junge Blut mir beigestanden, wie oft waren wir in Nacht und Grauen Seite an Seite geritten. Unser letzter, gemeinsamer Ritt galt, in den letzten Tagen des Oktober, dem bedrängten Hofe Taurup. Am Vormittage hatte er einen Weg von 30 Kilometern bereits gemacht; spät abends erreichte ihn meine Bitte um Hilfe; in knapp einer Stunde traf er mit 12 Mann bei mir ein, von denen die Hälfte von den in schärfster Gangart zurückgelegten 15 Kilometern derart erschöpft war, daß sie zurückgelassen werden mußte. Gegen Morgen kehrten wir heim und brachten den Verwalter D. und das Ehepaar L. mit einem Kinde mit, denen meine Frau eine neue Heimstätte herzurichten hatte.

Magimowitsch und v. Petersenn, — mit letzterem hatte ich wohl am häufigsten dienstlich verkehrt, lagen doch unsere Wohnsitze nur 7 Kilometer voneinander entfernt, ersterer war im Sommer durch zwei Kugeln verwundet worden und trat, noch hinkend, nach einigen Wochen wieder in den Dienst, — gerieten in Gefangenschaft und wurden nach scheußlichen Martern niedergemacht. Der älteste Sohn aus dem Hause Taurup, er bekleidete eine Stellung in Dorpat und war nach Hause geeilt, um für den erkrankten und

überdies als Landrat und Oberkirchenvorsteher dienstlich an Riga gebundenen Vater den Hof zu hüten, wurde aus dem Hinterhalte erschossen. Gleich nach dem ersten Mal, da er mich auf einem Patrouillenritt begleitete, ging ihm die Warnung zu, sich in keiner Weise mit der Polizei oder dem Militär einzulassen. Geraume Zeit nachher begleitete er den Offizier auf einer Fahrt, die dieser unternahm, um nach einem Teil seiner Mannschaft Erkundigungen einzuziehen. Diese Erkundigung kostete ihm ein junges blühendes Leben. Wenige Kilometer vom Hofe entfernt, wurde er am hellen lichten Tage beim Passieren eines Wäldchens aus dem Hinterhalte erschossen. Die Herzen der entfernten Eltern hatten noch weitere schwere Prüfungen zu bestehen. Die Leiche des ermordeten Kindes wurde nicht herausgegeben, sondern von den Schändern mit Petroleum übergossen und mit dem Hauje in Brand gesteckt. — Einige Tage danach geriet der zweite Sohn mit seiner jungen, aus Deutschland stammenden, Gattin und mit noch einigen zwanzig Personen in die Gefangenschaft der Revolutionäre.

Grauenhaft war das Ende des etatsmäßigen Kreischefsgehilfen v. Hennings. Da der erste Versuch, wie ich berichtet habe, mittels Brandstiftung ihm, der Familie und allen Mitbewohnern ans Leben zu gehen, mißlungen war, wurde ein zweiter überfall unternommen. Die Frau war abwesend; das ganze Haus — zum Schutze waren vier Dragoner einquartiert — lag wiederum in tiefem Schlaf, da umzingelte eine wohl an 300 Mordgesellen zählende Bande die friedliche Stätte und eröffnete, nachdem die Aufforderung, sich zu ergeben und die Waffen niederzulegen, abgewiesen worden, ein mörderisches Feuer aus Winchester- und Mauerbüchsen. Wie ein Sieb waren die dünnen Holzwände durchlöchert, durch Fenster und Türen piffen die Kugeln. Die nur mit Nachtwäsche bekleideten drei Kinderchen drängten sich um die junge Erzieherin, in Angst und Röten nach der schützenden Hand der abwesenden Mutter rufend, während der Vater mit seinen wenigen Braven dem wütenden Angriffe standhielt. Aus dem nahen Stationsgebäude und dem daran stoßenden Flecken eilten wohl einige Beherzte herbei, wurden jedoch gleichfalls beschossen und kehrten um. Als Hennings mit seinen Dragonern die letzte Patrone verschossen hatte, wagten sich die Angreifer heran und steckten das Haus in Brand. Zwei Dragoner waren erschossen, einer schwer verwundet, der letzte leicht blessiert worden. Die durch Petroleum und Benzin angefachte und bis zur Unerträglichkeit gesteigerte Glut zwangen schließlich die Lebenden, Rettung in der Flucht zu suchen. Der schwer Verwundete vermochte sich ohne Stütze nicht zu erheben und verbrannte. Die Kinder, ihre Gouvernante und der letzte Soldat konnten sich retten, Hennings selbst wurde erschlagen und der Leichnam nachträglich derart miß-

handelt und verstümmelt, daß die Freunde des Hauses, welche nach Tagen die Leiche zur Bestattung ausgeliefert erhielten, die Familie wegen des grauenhaften Anblicks zum letzten Abschiede nicht zuließen. So gut wie völlig nackt — denn nur mit ihrem Hemdchen bekleidet — vermochte die Erzieherin ihre Schützlinge der Mutter zuzuführen. Mit dem Hause war alles vernichtet, nicht ein einziges Stück Mobiliar, Hausgerät, nicht das Geringste an Wäsche oder ein Kleidungsstück konnte dem Feuer entrisfen werden.

#### IV. Der letzte Akt des Dramas.

Die einzelnen Posten waren derart dezimiert oder hatten den Führer verloren, daß ernstlich an Zusammenziehen gedacht werden mußte, zumal die Banden immer stärkeren Zuwachs erhielten und von einem gemeinsamen Wirken oder Unterstützen nicht die Rede sein konnte, da jede Fühlung fehlte. So wurde denn auch mein Posten aufgehoben, und ich erhielt den Befehl, mein Häuflein dem Kollegen v. Peterjenn zu übergeben.

Bald gab es nur noch vereinzelte Hölze, die militärische Besatzung hatten, im Umkreise von 50 Kilometer und mehr war kein Soldat zu erblicken, die Gefahr für die schutzlosen Familien wuchs von Stunde zu Stunde; es gab wohl kaum eine Nacht, in welcher der lodernde Himmel nicht ernstlich an die Gefahr mahnte, und doch hielten die Mutigen aus und hüteten der Väter Erbe.

Diese Vorbereitungen füllten den dritten Akt aus; es konnte der vierte, für die deutschen Väter letzte des Dramas beginnen. Er spielte sich in grauenhafter Kürze ab. Wo Feuer und Schwert das treibende Agens bilden, wo Vernichtung das Lösungswort heißt, wo tausende und abertausende Schänder, Brandstifter und Mordgesellen gegen häufig nur vier oder fünf noch so Beherzte im Kampfe stehen, da mußte ein rasches und sicheres Ende zu erwarten sein.

Was in dieser Zeit der schwersten Bedrängnis der Selbstschuß geleistet, wieviele Menschenleben er dem sicheren Tode entrisfen, unter welcher schwierigen Verhältnissen er den ungleichen Kampf aufgenommen, welchen Strapazen, körperlichen wie seelischen, er ununterbrochen ausgesetzt gewesen — das richtig bewerten kann nur derjenige, welcher dieses kleine, kaum 200 Mann insgesamt zählende, durch ganz Livland verstreute Häuflein in Aktion gesehen. Man vergeße nicht, daß dazumal jegliche Eisenbahnverbindung fehlte und hunderte von Kilometern für die einzelne Fahrt zurückzulegen waren, und dieselbe oder häufig auf Umwegen noch weitere Strecke zur Rettung der einzelnen Familie — Gewehr im

Selbstverleugnung geleistet worden, ich kann und will es anstandslos aussprechen — obwohl es sich um die eigenen Heimatgenossen handelt — hat sich in der Geschichte des Baltenslandes ein bleibendes Denkmal errichtet! — Das Ende war da, denn es gab bald nichts mehr zu vernichten.

Was sich nachher auf den verlassenen, verödeten und verwaisenen Höfen der baltischen Heimat abspielte, ist der Anfang des letzten Aktes für sie, die Elend und Jammer, Not und Tod, ein Übermaß von Herzeleid und Seelenpein geschaffen. Das Ende kommt erst dann, wenn sie vor dem Angesichte dessen stehen, der da gesagt: *Mein ist die Rachel!*

### V. Ich verlasse die Heimat.

Meine Amtierung auf der Station Laurup—Fistehlen hatte mit dem Augenblick ihr Ende erreicht, da ich den Befehl erhielt, den Rest des mir anvertrauten Truppenteiles, bestehend zum Schluß nur noch aus 10 Dragonern — meinem Kollegen von Petersenn in Altenwoga zur Verstärkung des dortigen Platzes zu übergeben. Ich reiste nach Riga, unter Mitnahme meiner Frau, die bis zuletzt bei mir ausgeharrt hatte, der beiden mir vom Selbstschutz beigegebenen Herren und des bevollmächtigten Verwalters L. Da sich hier zunächst keine Verwendung für mich fand, reichte ich mich dem Selbstschutz ein, und verbrachte hier fünf Wochen. Eine kurze Spanne Zeit für friedliche Arbeit und was brachte sie alles an körperlicher Anstrengung, an seelischer Pein!

Tag um Tag, ja Stunde um Stunde trafen von allen Ecken und Enden der Provinz Hilferufe von Bedrängten ein. Nicht mehr galt es Hab und Gut zu schützen und zu erhalten, — um Leib und Leben ging es von Frauen und Kindern!

Auch die Botschaften aus dem Kreise der engeren Familie brachten Herzeleid, Kummer und Sorge.

Die letzte Nachricht von meiner jüngsten Tochter v. St. mit ihren vier Buben brachte die verzweifelte Kunde, sie hoffen sich bis Dorpat durchzuschlagen. Wochen vergingen und jede Nachricht fehlte darüber, wie es ihnen auf der Flucht ergangen, wer von ihnen noch am Leben.

Mein Sohn hatte Frau und Kind nach Riga und unter den Schutz der Mutter gestellt und reiste unverzüglich auf seinen Posten in der Nähe Dorpats zurück. Vier Wochen lang fehlte jede Kunde von ihm.

Mein Schwager v. B. hatte eine Amtsfahrt unternommen, welche ihn nur wenige Tage von seiner Familie trennte. Seine Abwesenheit benutzten die Revolutionäre und brachten die Schwester Anschläge — zu durchmessen war! Was hier an Opfermut und

mit ihren fünf Kindern in ihre Gewalt und zwangen sie, unter den schwersten Drohungen für sich und die Kinder, dem Manne zu schreiben, daß, falls auch nur ein Soldat oder ein Glied des Selbstschutzes in seiner Begleitung bemerkt werde, es ihr und den Kindern ans Leben ginge. So reiste er denn ohne jeglichen weiteren Schutz, als einen von den Revolutionären ausgestellten Geleitbrief zur Familie ab. Vierzehn Tage lang fehlte auch hier jede Nachricht, wie es ihm und seiner Familie ergangen.

Das Revolutionskomitee hatte sehr bald meinen Aufenthalt ausgespürt und trotzdem ich in dieser Zeit, sofern ich nicht Wache bezog, fortwährend meine Schlafstelle wechselte, wurde ich beständig überwacht und verfolgt. Am 15. Dezember, als ich mich nach durchwachter Nacht anschickte, meine Wohnung zu betreten, die ich während dieser Zeit bei meiner Tochter v. C. aufgeschlagen hatte, vertrat mir eine Gesellschaft von dreizehn Mann den Weg und überreichte mir im Auftrage des Revolutionskomitees ein Schreiben, inhaltsdessen ich wegen meiner Amtierung zum Tode verurteilt und mir bis zum künftigen Dienstag eine Frist zur Ordnung meiner Angelegenheiten gewährt worden, bei dem Hinweis, daß von 12 Uhr mittags dieses Tages ab das Exekutivkomitee mit der Vollstreckung des Urteils beauftragt worden sei. Daß es sich nunmehr nicht darum handelte, meine Person in Sicherheit zu bringen, dessen bedarf es wohl keiner besonderen Versicherung; denn wer fast vier Monate lang — vom 12. Juni bis zum 7. November — mitten unter den Revolutionären, Anarchisten, Mördern und Brandstiftern gelebt, wer täglich Monate hindurch der Bestie im Menschen begegnet ist, wer in dieser langen Zeit stündlich an Häusern, Bäumen, Pfosten und Straßen das Plakat: „ist abzuschlachten“ zu lesen Gelegenheit gefunden hat, auf den macht das eigene Todesurteil in höflicher Form wahrlich keiner besonderen Eindruck. Die Erwägung jedoch, daß ich jedes Haus, das ich betrete, der Gefahr eines Überfalls aussetze, hieß mich dem Drängen der Familie nachgeben und brachte den Entschluß zur Reise, wenn auch noch so schweren Herzens, die Heimat wenigstens für die nächste Zeit zu verlassen.

Die Handkoffer waren bald gepackt, denn den größten Raum beanspruchte zwischen den wenigen übrig gebliebenen Effekten die Sehnsucht nach der Heimat. Schwieriger gestaltete sich die Antwort auf die Frage: Wohin? Mittlerweile war von einzelnen nach Deutschland geflüchteten Familien die Kunde zu uns gedrungen, daß sich in Berlin ein Hilfsausschuß für die nothleidenden deutschen Brüder gebildet habe. So stellte ich mich diesem Liebeswerke zur Verfügung.

Wie eifrig die Revolutionäre die Sache der Verfolgung betrieben, sollte ich noch zum Schluß erfahren. Einzelne Eisenbahn-

Linien hatten inzwischen den Verkehr zwar wieder aufgenommen, doch liefen fortwährend Berichte über neue Verkehrsstockungen ein. So beschloß ich denn zu Schiff zu reisen. Als ich nach Ablauf einiger Stunden zur Sicherung der Plätze den am folgenden Tage nach Lübeck abgehenden Dampfer zu betreten im Begriff war, stellte sich mir eine Abkommandierung des Exekutivkomitees in den Weg, mit dem Bedeuten, ich solle mein Vorhaben aufgeben, denn man sei auf die beabsichtigte Abfahrt wohl vorbereitet und werde sie zu hindern wissen, eventuell die gewährte Frist abkürzen. Ich gab den Leuten zur Antwort, daß ich die geplante Abreise zu erzwingen wissen werde, kehrte nicht mehr nach Hause zurück und reiste am selben Abend mit der Bahn ab.

Der von den nahe der Bahn gelegenen, brennenden Schlössern Behnen und Alt-Muß lohende Himmel, das Werk der Revolutionäre, winkte mir den Abschiedsgruß der baltischen Heimat.

## VI. Schlußwort.

Wie häufig tritt in der gegenwärtigen Zeit der schweren Bedrängnis, in welcher die meisten der Heimatgenossen viel, viele von ihnen wohl alles an Hab und Gut verloren haben, die Frage an uns heran: „Was werdet ihr beginnen? Wohin gedenkt ihr euch zu wenden? Denn dort, wo ihr bisher gearbeitet und gewirkt, wo ihr aufgerichtet und gebaut, wo ihr die Gräber eurer Lieben gehegt und gepflegt, jedes Fleckchen Erde von Arbeit und Mühe zeugt, jeder Baum voller Erinnerungen hängt — ist doch eures Bleibens nicht länger!“

Ja wahrlich. Sie haben bei ihrem Werk gewußt, wo und wie sie uns am schwersten trafen. Erst schändeten sie unsere Kirche, zerrten die Diener derselben — die Männer, denen wir die größte Achtung zollen, von den Kanzeln und mißhandelten sie; dann ging es an die Vernichtung. Was der Urahn gepflanzt, verfiel der Art, die Häuser und Wohnstätten, welche der Großvater gebaut und errichtet, wurden niedergebrannt, der Acker, den der Vater dem Sohne hergerichtet, ward verwüstet; an den schuldlosen Tieren, dem Stolze eines jeden baltischen Edelhofes, vergißen sie sich, den Kühen wurden die Zungen zerfleischt, den Pferden die Sehnen durchschnitten; zuletzt streckten sie ihre rucklosen Hände nach unseren Frauen und Kindern aus, fingen sie, hielten sie als Geiseln zurück, quälten und marterten sie in der Gefangenschaft, um von den Männern und Vätern Gut und Unterstützung ihrer schwarzen Sache zu erpressen.

Verödet und verwüstet, verwaist liegt der Väter Erbe da; ein Stück vielhundertjähriger Kultur liegt zerstückert am Boden.

Und nun, — wie Sirenenfang klingt und löst die Frage aus dem Mutterlande und läßt die Antwort gar leicht erscheinen, jetzt, wo Herzen und Türen sich weit, weit geöffnet, um dem bedrängten Bruderstamme die stützende Hand zu reichen.

Und dennoch! —

Zunächst und vor allem lehnt sich schwer das historische Gewissen gegen das Verlassen des heimatlichen Bodens auf. Denn was in vielhundertjähriger Arbeit geschaffen, mit vielen Mühen errungen, was in heißen Kämpfen siegreich überwunden ward, dem Sturme der Jahrhunderte getrotzt, mit Gut und Blut geschützt und erhalten wurde, — sollen alle diese trutzig-stolzen Denkmale gewaltiger Vorzeit in einem, wenn auch noch so kritischen Augenblicke preisgegeben werden, für immer vernichtet und verloren sein? Oder soll und kann das Buch der baltischen Geschichte mit all seinen vielen goldenen und leuchtenden Blättern denen als lachenden Erben überantwortet werden, die in dünkelfhaftem Wahn vielleicht meinen, daß mit Feuer und Schwert, mit Zerstörung und Verwüstung i r d i s c h e n Gutes auch der G e i s t vernichtet werden kann, der das Werk geschaffen und dem Lande den Kulturstempel aufgedrückt hat? —

Nächstdem aber sind wir es dem A n d e n k e n unjurer V o r f a h r e n schuldig, auszuharren bis zuletzt; den Männern, welche ganz andere und schwerere Krisen durchlebt und siegreich überwunden haben. Ich erinnere nur an die Zeit des nordischen Krieges, da das ganze Land zur Wüste gemacht ward, so daß ein Scheremetjeff seinem Auftraggeber — dem russischen Zaren — berichten konnte: „Mein Werk ist vollendet, es gibt nichts mehr zu verwüsten!“ Da dachte von den zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzener Deutschen wohl nicht ein einziger an ein Verlassen und Aufgeben der Heimat, wohl aber ein jeder der Wenigen an Wiederaufrichten. Sollte für uns deutsche Balten nicht auch das Wort des Altmeisters geschrieben sein:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,  
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Zum Dritten. Neben dem Andenken an die Vorfahren steht die nicht minder große Pflicht gegen die Nachkommen. Sollte nicht dermaleinst der Blick manchen Kindes sich wie glühender Stahl in unser Herz senken und die mahnende, vorwurfsvolle Klage enthalten: „Warum hast du mich vom heimatlichen Boden losgelöst und in ein Land verpflanzt, wo ich erst einwurzeln muß, da doch deine Väter dir das Erbe erhalten?“

Der Schlag war hart und schwer, der uns getroffen; so schwer, daß wohl nur ein ganz geringer Bruchteil der Heimatgenossen imstande sein dürfte, ohne auswärtige Hilfe, aus eigener Kraft sich wieder aufzurichten. Daher der Ruf, der in allen Gauen Deutschlands nach dem Echo sucht:

Helft uns!

Helft uns zunächst dadurch, daß ihr Weib und Kind in eure Obhut nehmt, solange sie an Leib und Leben gefährdet sind, und bis wir wieder aufgerichtet, was vernichtet worden. Helft uns aber danach erhalten, was noch geblieben, und was wir in Treue 700 Jahre hochgehalten und bewahrt haben bis zuletzt, und wofür wir getroffen wurden bis ins Mark hinein. Helft uns erhalten:

Deutsche Gesinnung und Deutsche Sitte,  
 Deutsche Gefittung und Deutsche Kultur,  
 Deutsche Treue und vor allen Dingen unjer  
 evangelisches Gotteshaus!





Buchdruckerei Wilhelma R. Saling & Co.,  
Berlin SW. 13, Hollmannstrasse 10.

